

DER MARIENBOTE

November 1956

Unter Neuer Leitung



„Der mystisch auf Erden lebende Leib Christi" wird die Kirche genannt. Und als Leib, deren Haupt der Gottessohn Jesus Christus ist, kann die Kirche nicht als „Organisation" bezeichnet werden: Sie ist ein übernatürlicher lebender Organismus, genau so wie der Menschenleib ein natürlich lebender Organismus ist, ein Leib mit Haupt und Gliedern und Organen.

Zu den wichtigsten Organen des mystischen Leibes Christi, der Kirche, gehören die religiösen Orden und die einzelnen Provinzen des katholischen Ordenslebens. Jeder Orden und jede Provinz im Orden hat eigene Aufgaben zu erfüllen, Aufgaben, von denen Christi Botschaft und Christi Leben unter den Menschen und in den Herzen der Menschen abhängig sind.

Wir deutschsprechenden Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria hier in Canada gehören der St. Marienprovinz an, die im Jahre 1926 gegründet wurde. Aufgabe der Oblaten der St. Marienprovinz war Seelsorge für die deutsch- und polnischsprechenden Katholiken Canadas. In unserem eigenen, von unserem zweiten Provinzialoberen P. Thomas Schnerch O.M.J. gegründeten Oblatenpriesterseminar St. Karl zu Battleford, Sask., suchten wir unsere Seminaristen auf diese besondere Oblatenarbeit in Canada vorzubereiten.

Im Westen, mit Winnipeg (und später Regina) als Mittelpunkt, fing die Arbeit unserer deutschen und unserer polnischen Patres an. Inzwischen verlegte sich die Arbeit unter den polnischen Neueinwanderern immer mehr auf den Osten des Landes. Die große Einwanderungswelle polnischer Katholiken nach Ostkanada hat eine Entwicklung unserer polnischen Werke mit sich gebracht, die nun auch kirchlich-administrativ und seelsorglich neu organisiert werden mußte.

In einem besonderen Schreiben vom 22. August d.J. hat nun der Generalobere der Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis die Abtrennung der polnischen Patres von der St. Marienprovinz und die Errichtung einer neuen Provinz polnisch sprechender Patres verkündigt.

Vor der Abtrennung zählte die St. Marienprovinz über 130 Patres. Heute sind wir über achtzig Patres, verteilt auf die Provinzen Manitoba, Saskatchewan, Alberta und British Columbia.

(Fortsetzung auf Seite 10)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang — November 1956, Battleford, Sask. — No. 2

Dies und Das

„Die Kirche als Zeichen Gottes" Am 2. September d.J. fand auf dem Kölner Kundgebungsgelände Stadion Nordfeld die Schlußversammlung des 77. Deutschen Katholikentages statt. Seit mehr als einhundert Jahren kommen die Katholiken aller Diözesen und aller kirchlichen Verbände und Organisationen Deutschlands zusammen, um gemeinsam die immer neuen Aufgaben und Probleme zu besprechen, denen sich der Katholizismum Deutschlands gegenübergestellt sieht, und um sich von seinen Führern Leitung und Weisung zu holen.

Dieses Jahr war Köln die Stadt der Tagungen. Eine der meistbesuchten Betstätten während des Katholikentages war ein kleines Kapellchen, das vor kurzem erst auf dem Grundstück der im Kriege vollständig zerstörten Kolumbakirche errichtet wurde. Es ist das die Kapelle der „Madonna in den Trümmern", einer alten, spätgotischen Marienstatue, die in den zertrümmerten Mauern der alten Kolumbakirche, unversehrt in einer zerfallenen Nische stehend, gefunden wurde.

In Trümmern lag Deutschland, als man im Jahre 1948 zum ersten Katholikentag der Nachkriegsjahre rief. Als Stadt der Tagungen hatte man damals Mainz gewählt, wo einst der große Bischof Ketteler, „mein Vorgänger", wie Papst Leo XIII. ihn nannte, das große Programm der Einschaltung der Katholiken in die Gesellschaftsarbeit der Gegenwart festgelegt hatte. „Nicht klagen, sondern handeln", war das große Leitwort des Katholikentages zu Mainz, und als zu besprechende Aufgabe galt Bischof Kettelers hohe Idee: Als Katholik, katholisch — das heißt, tief von Christus erfaßt und liebeweit wie Christus — miteinzugreifen in den materiellen, geistigen und religiösen Wiederaufbau der zerschlagenen Heimat.

Der zweite Deutsche Nachkriegs-Katholikentag kam in Bochum zusammen, im Zentrum der deutschen Industrie und Arbeiterschaft. „Gerechtigkeit schafft Friede", galt dort als Leitwort. Es ging um den Grundsatz: Jeder Neuaufbau und Wiederaufbau muß wurzeln im Gesetze Christi vom Frieden unter den Menschen. Der Friede wiederum setzt Gerechtigkeit voraus, und die von Christus gelehrte Gerechtigkeit fordert: Gleichheit aller Menschen in ihrem Recht auf Gott, auf Brot, auf Heim, auf Freiheit und Anerkennung ihrer Persönlichkeit, gleiche Pflichten auch einem jeden vor Gott und Mitmenschen.

Darauf kam der Katholikentag von Passau, in der Nähe von Altötting, dem großen Gnadenort Mariens. „Suchet zuerst das Reich Gottes", war das Leitwort des Passauer Katholikentages — denn nie werden Gerechtigkeit und Friede unter den Menschen Wohnung nehmen, wenn die Menschheit nicht gerecht wird ihrem Gott, dem wir schulden dienende, gesetztreue und aufstrebende Liebe.

Nach Passau wurde Berlin zur Stadt des nächsten Katholikentages gewählt. „Gott lebt!" rief man von dort den getrennten und verfolgten und geknechteten Brüdern des Ostens zu. Gott lebt, und wo Er lebt, da gibt es weder Ost noch West noch Hoffnungslosigkeit. Da gilt nur das Glauben: Wir leiden in Christus, den wir lieben in Christus!

Fulda, die Stadt des Grabes des Deutschlandsapostels St. Bonifatius und die Stadt der deutschen Bischofskonferenzen, wurde zum Treffpunkt des 5. Deutschen Nachkriegs-Katholikentages. Dort galt das Leitwort: „Ihr sollt Mir Zeugen sein!" — das große Jesuswort an Seine Apostel, an Bischöfe und Priester und Laien.

Und dieses Jahr war Köln die Stadt des Katholikentages. Köln, die Stadt der hl. Dreikönige, der hl. Ursula, des hl. Alberts des Großen, der Heiligen Anno, Gereon, Heribert, Bruno und Petrus Canisius.

„Die Kirche, das Zeichen Gottes unter den Völkern", war Leitwort des diesjährigen Deutschen-Katholikentages zu Köln.

Wofür ist die Kirche ein Zeichen?

Dazu erklärt der Kölner Stadtdechant, Prälat Prof. Dr. Robert Grosche:

„Die kirchliche Liturgie bezeichnet das Kirchengebäude als ein „unschätzbares Sakrament", sie sieht also in ihm ein heiliges Zeichen. Wenn der hl. Franz mit seinen Gefährten über die umbrischen Berge zog und von ferne eine Kirche sah, dann fiel er nieder und betete, denn er gedachte jenes Geheimnisses, daß Gott in unserer Mitte Sein Zelt aufgeschlagen hat.

„Der steinerne Bau ist aber nur ein Z e i ch e n für ein anderes, höheres Zeichen, von dem er selbst seinen Namen hat, der „Kirche", und das ist jetzt jene Kirche, die nicht aus Steinen, sondern aus Menschen gebaut ist, die bis ans Ende der Zeiten hier auf Erden die Gegenwart Gottes bezeugt: in jenem mystischen Leibe, den der Heilige Geist aus allen Völkern dem aus Maria der Jungfrau geborenen Sohn Gottes gebildet hat. Symbol dieser Kirche ist uns (an diesem Katholikentage) der Dom (zu Köln), zu dem in diesen Tagen die Menschen pilgern.

„Man hat unser Jahrhundert als das „Jahrhundert der Kirche" bezeichnet. Nie ist vielleicht mit solcher Inbrunst nach der Kirche gefragt worden wie heute. Die Theologen haben vor allem an Hand der Heiligen Schrift, der Kirchenväter und der Liturgie (auch durch die theologische Führung des kirchlichen Lehramtes, ganz besonders Pius XII. — der Schriftlt.) die Kirche neu entdeckt. Sie haben die großartigen Bilder der Kirche neu gedeutet: die Kirche als den Tempel Gottes, das heilige Volk, das neue Israel, den Leib Christi und seine Braut, die Mutter der Gläubigen, den Weinberg und das Ackerfeld Gottes, die Arche des Heiles und das Netz des Fischers.

„Die Kirche ist das große Zeichen der Erbarmung Gottes; denn sie bezeugt das Heil der Welt: „Christus in unserer Mitte, die Hoffnung auf die Herrlichkeit!" (Kol. 1:27)

„Aber wie der Dom in der Stadt steht, von den Häusern umringt und doch sie alle überschattend, so steht die Kirche in dieser Welt: nicht von dieser Welt, und doch zur Welt gehörig, ja um der Welt willen ist sie von Gott in die Welt hineingestiftet.

„Weil die Kirche in dieser Welt ist, sichtbares Zeichen Gottes, darum kann sie nicht übersehen werden. Aber weil sie nicht von dieser Welt ist, darum wird ihr eben von der Welt widersprochen. Die Kirche bezeugt das Licht, das in die Welt gekommen ist; sie ist nicht selbst das Licht, aber sie gibt Zeugnis von dem Licht. Das Licht ist Jesus Christus, der der Herr der Kirche ist. So ist die Kirche wie Johannes, der dem Herrn den Weg bereitete und den der Herr selbst eine brennende Fackel genannt hat; so ist die Kirche wie jene sieben Leuchter der Geheimen Offenbarung, die als Symbol der sieben Gemeinden die gesamte Kirche Jesu Christi repräsentieren.

„Die Welt, insoweit sie „Welt" ist und „Welt" bleiben will, aber widerspricht der Kirche, wie sie Christus widersprochen hat. Wenn ihr nicht mehr widersprochen würde, dann würde das heißen, daß die Kirche der Welt gleichförmig geworden und daß sie nicht mehr die geheimnisvolle Fremde in der Welt ist. Wenn die Kirche sich der Welt anpaßt, dann tut die Welt ihr nichts; dann läßt die Welt sie in Ruhe. Aber wehe, wenn die Kirche bezeugt, daß sie nicht von dieser Welt ist. Dann werden die Menschen unruhig, feindselig, böse; denn sie lieben die Finsternis mehr als das Licht.

„Aber immer war die Stunde der Verfolgung die Stunde der Heiligen. In den Heiligen vor allem bezeugt die Kirche die Herrlichkeit Gottes. Dann bezeugt sie das Licht, wenn sie selbst leuchtet wie eine brennende Fackel: in dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe derer, „die nicht aus dem Blute und nicht aus dem Willen des Fleisches und nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind."

„Aber der Glaube kann in ihren Kindern schwach, die Hoffnung kann müde werden und die

Liebe kann erkalten. Und dann wird das Licht verdunkelt durch die Schuld derer, die berufen sind, das Licht der Welt und das Salz der Erde zu sein. Denn dazu hat Gott sie berufen. Die Kirche ist nicht um ihrer selbst wegen da, sondern um der Welt willen. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen Sohn für sie dahingab!"

„Für uns ist Christus Mensch geworden. Auch die Kirche sucht nicht ihre Ehre, sondern die Ehre des Vaters, der sie zum Zeichen unter die Völker gesetzt hat. Die Kirche lebt aus dem Herzen Jesu, aus dem sie entsprungen ist wie Eva aus der Seite Adams. Sie ist die Braut Christi, die die Krone der Dornen trägt; die Kirche des Kreuzes, die immer in der Feier des Opfertodes Jesu sich selber und damit die ganze Welt erneuert. Die Kirche ist der Brunnen des Lebens in der Wüste dieser Welt, aus dem alle trinken sollen."

Weit über alle Gauen Deutschlands ging diese Botschaft des Kölner Katholikentages — weit auch über alle Länder und Wasser, bis zu uns, den deutschsprechenden Katholiken Kanadas.

Auf Bildern haben wir das liebe, kunstvolle Kapellchen gesehen, das man der „Madonna in den Trümmern" der kriegszerschlagenen Städte Deutschlands in Köln gebaut.

Schon lange vor dem Kriege, als noch alle Straßen und Städte standen und laut von den Reichtümern der „Welt" zu zeugen suchten, schon damals waren sie da, die Trümmer! Und auch heute sehen wir sie wieder: Die Trümmer des Glaubens, des Hoffens und der Liebe.

„Möchten alle", rief Kölns Kardinal Joseph Frings, „die Kirche beglückend erleben als die Säule der Wahrheit, als die Quelle der Gnade, als den Hort des Friedens unter den Menschen und Nationen."

Ja, das ist sie, die Kirche: Säule aller Wahrheit, Quelle der Gnade in einer gnadenlosen Welt, Hort des Friedens unter Menschen, die sich hassend verfolgen.

Auch den deutschen Katholiken im Ausland geht diese Botschaft des Kölner Katholikentages etwas an. Auch an ihn ist diese Botschaft gerichtet. Neue Häuser, schöne Straßen, guten Verdienst wie hier gab es auch einmal drüben. Und dann stand sie auf einmal „in den Trümmern" ihrer zerschlagenen Stadt Köln, die Madonna der Kolumbakirche!

Die Deutschen Katholikentage sind am Werk, wiederaufzubauen die Heimat in Christus. Der Neueinwanderer ist hiehergekommen, wiederaufzubauen, was ihm drüben verloren gegangen: Heim, Sicherheit für die Zukunft, die Zukunft seiner Kinder.

Mit „Trümmern" beginnt, wer ohne das Allerwertvollste anfängt, was er von seinen Vätern geerbt: Das Glauben an Gott, das Hoffen auf Gott, die treue Liebe zu Gott im Schoße der Kirche, des Zeichens Gottes unter den Völkern!

Auch „in der Fremde" finden wir die Kirche, denn sie ist überall, genauso wie Gott überall und mit jedem Menschen ist. Es kam der Neueinwanderer, neue Heimat zu finden. Wo er auch sucht „in der Fremde" Heimat in Gott, Heimat in der Kirche, da hat er bereits begonnen mit dem Wiederaufbau, auf festem Fundament, und nicht auf Trümmern. Und die „Madonna in den Trümmern" wird liebend mit ihm sein — und er wird nicht mehr „in der Fremde" sein, sondern zu Hause. Zu Hause in Gott, der alle Kreuze tragen hilft und der da segnet jedes Werk, das mit Ihm und in Ihm begonnen, und mit Ihm und in Ihm gebaut wird.

„Christus in unserer Mitte, die Hoffnung auf die Herrlichkeit!" Wolle dieses Bibelwort des Kölner Katholikentages uns Halt sein und Kraft, und Glauben und Hoffen und Lieben und Wirken — dann wird der ergreifende Geist des „Vater Unsers", wie w i r es deutsch beten, wie in Köln so auch unter uns bleiben, und wir werden nicht nur nehmen vom Lande unserer neuen Heimat, sondern auch geben können unseren eigenen Seelen, unseren Kindern und unserer neuen Heimat von der Kultur Jesu Christi, wie wir sie von unseren Vorvätern geerbt!

– Der Schriftleiter

Wenden wir uns an die Heiligen, unsere Schutzheiligen und die uns besonders nahen, und bitten sie um ihre Fürsprache! Sie dienen uns nicht nur zur Beschämung und Ermutigung, sie können uns auch als Fürbitter selber helfen, wie es in der Oration heißt: „Schenke uns deine überfließende Erbarmung, nach der wir so sehr verlangen, da so viele für uns fürbittend eintreten!"

W. Grossouw

Eine merkwuerdige Allerheiligen Predigt

Von einem alten Pfarrer

Ein origineller Kauz war er, mein Nachbar, der alte Pfarrer. Ein bißchen grob manchmal, aber das war schon auszuhalten. Im Grunde doch ein guter Mensch, die berühmte rauhe Schale mit dem goldenen Kern, wie das ja wohl bei solchen Land- und Bergpfarrern gewöhnlich zu sein pflegt.

Na, und einmal war ich eben wieder bei ihm zur Aushilfe um Allerheiligen. Nicht zum Predigen, nur zum Beichthören hatte er mich gebraucht. Predigen tut er selber. So schrieb er mir. Ich war schon sehr begierig — denn er war ja ein Original auch im Predigen.

So ging es also los. Gleich am Anfang klingt es schon spinngiftig herunter: „An keinem Tag im Jahr bin ich so voll Ärger und Zorn gegen unser katholisches Volk als am Allerheiligentag." Das ist also schon kein moderner Prediger, dachte ich mir. Hat keine Ahnung von den primitivsten Regeln, wie die „benevolentia" der Hörenden zu erhaschen wäre. Aber sie paßten nun doch schon auf. Es war doch etwas arg gewesen. Es fragte sich doch schon jeder: Ja, um aller Heiligen willen, warum denn so? Indessen ging die Schimpfiade auf der Kanzel weiter.

Warum ich so zornig bin? Muß ich das erst sagen? Was tut ihr denn alle heute? Aller-Heiligen-Fest feiern wir! Habt ihr einmal das ausgedacht: A l - l e r - H e i l i g e n-Fest-Tag! Was damit gemeint ist? Die armen Teufel kannten sich noch immer nicht recht aus. Die Mienen waren nicht um ein Haar verständnisinniger geworden! Sie schauten noch ebenso dumm erschrocken auf die Kanzel wie vorher! „Was aber feiert ihr" — so ging's weiter! „An was denkt ihr? Was habt ihr heute getan und diese Tage her schon? Die Gräber hergerichtet! Die toten Steine und Kreuze wieder heruntergeputzt. Weihwasser wieder hingegeben. Bloß an die Armen Seelen denkt ihr. Das feiern wir aber erst morgen. Morgen werde ich davon predigen. Heute predige ich vom Allerheiligenfest! Nicht Allerseelen, sondern Allerheiligen feiern wir heute! Den ganzen Tag. Aber es ist nun schon so eingeführt, daß auch schon der Nachmittag den Armen Seelen gehören muß. Bleibt mir nur der Vormittag übrig, um einmal darüber loszulegen. Ihr meint das Gebet für die Armen Seelen sei recht christlich! Ist es auch! Aber doch lange nicht so, wie ihr meint. Daß man an die Toten denkt, die man früher gekannt und mit denen ihr jahrelang gelebt habt — das ist so etwas Natürliches, daß unser Herr sagen würde: Tun das nicht auch die Heiden? Tut ihr da etwas Besonderes? Habt ihr da etwas vor den anderen voraus? Selbst jene denken noch an die toten Freunde und Lieben, die nicht einmal mehr glauben, daß es ein Wiedersehen nach dem Tode gibt. Bei allen Heiden, bei allen Naturvölkern finden wir das Gedächtnis der Toten! Also bildet euch nur ja nicht ein, daß das eine so christliche Tat wäre!

Und, meine Lieben, der eigentliche Glaubensartikel, der heute wichtig ist, der heißt: Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen! Hört ihr es! Der Heiligen! Noch einmal sage ich es: Allerheiligenfest feiern wir doch! An die Heiligen im Himmel sollen wir also denken. Die sind viel wichtiger — als die Armen Seelen. Denn die Armen Seelen werden ja auch einmal hinaufkommen zu ihnen.

Wir aber brauchen die Heiligen im Himmel auch und noch viel notwendiger! Ja, ich sage es ganz offen heraus. Sage mir, mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist!

Weil du immer mit den Armen Seelen bloß umgehst, weil du immer bloß an den Gräbern stehst und weinst weil dir vom ganzen christlichen Glauben an die Auferstehung und das Jenseits bloß das eine geblieben, daß es drü-

---

Wenn die Ewigkeit unsere einzige Bestimmung ist, wenn die Vorbereitung auf diese Ewigkeit unsere einzige Aufgabe ist, so muß es unser allererstes Bestreben sein, die Wissenschaft des Heils zu erwerben; und unsere erste Pflicht ist es, aus der religiösen Gleichgültigkeit herauszutreten und zu suchen, wo das Heil sich findet und welche Mittel zu ihm führen.

P. Hugon O.P.

ben auch Arme gibt — darum bist du, katholisches Volk, auch so eine Jammergestalt geworden! Daß Gott erbarm, was sind heute unsere Christen? Können sie etwas anderes als jammern und klagen über die traurigen Zeiten? Schaut ihnen die arme Seele nicht bei jedem Mantelloch und bei jeder Rocktasche heraus? Kein Wunder, wenn ihr fast nichts anderes mehr könnt von eurem Glauben, als daß man den Armen Seelen helfen müsse! Wofür ist nach eurer Meinung die Messe da! Ja, doch fast nur, um für die Verstorbenen hie und da eine lesen zu lassen! Wunderselten fällt einem ein, daß die Messe doch zu ganz anderem auch da ist, nicht bloß um möglichst viel ‚schwarz' zu lesen!

Darum habt ihr oft so eine Leichenbittermiene auf, wenn ihr in die Kirche kommt, oder wo anders hin. Natürlich, weil ihr ja bei solchen Gelegenheiten am öftesten in die Kirche geladen werdet. Darum meint ihr auch, eure Religion ist bloß für das Schreckliche, das Furchtbare, das Schwarze da!

Ist das alles wahr? Wir feiern nur zwei Tage im Jahr schwarz. Den Karfreitag und Allerseelen! Die anderen Tage sind fast lauter Heiligenfeste. Heute auch, wo siehst du denn in der Kirche etwas Trauriges, Trostloses? — Nirgends! Eitel Freude ist alles. Lest im Evangelium: Selig — selig — selig heißt's da gleich! Lest in der Epistel! Lauter Freude und Jubel! Keine Trauer, keine Träne! Schau sie dir an, diese hundertvierundvierzigtausend. Keine Arme Seele darunter! Lauter heilige, freudige, dankbare Menschen! Das ist Christentum! Das ist unsere Religion! Nicht wie die eurige, schwarz und grau.

Zu denen gehört ihr und gehören die Armen Seelen auch. Sag mir, mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist. Das sag ich jetzt noch einmal! Ja, wenn du mit denen da droben umgingest, du mein katholisches Volk! da tät es aber anders werden in deinem Leben.

Da würde hinausfliegen aus deinem Leben der Jammerkasten und das Tränenkrüglein. Sind wir denn Leute, die keine Hoffnung haben? Steht nicht am Ende unseres Lebens dieser Himmel voll Herrlichkeit und voll hunderttausend Heiliger? Gehen uns nicht die Augen über, wenn wir hineinschauen in diesen Glanz, in diese Scharen, die niemand zählen kann?

Wissen wir das wohl noch, daß wir zu denen gehören? Zu den Heiligen des Himmels. Was klagst du denn so viel, wenn du hunderttausend und noch mehr Helfer hast? Siehst du nicht, welch klägliche Rolle ein Christ spielt, der jammert, wenn er über sich einen Himmel mit einem ganzen Haufen Heiliger hat! O, mit Recht lachen sie uns aus, wenn wir da noch solche Leisetreter, solche ‚Trau-mich-nicht' und ‚Rühr-mich-nicht-an' wären.

Wer hat mehr Grund zur Freude, zum Mutigsein als der Christ! Für jeden einzelnen Schmerz hast du irgendeinen Nothelfer droben im Himmel. Wenn dir der Zahn weh tut oder der Fuß, gleich weißt du, wohin du gehen mußt, welcher von den hundervierundvierzigtausend dir hilft. Also nur weg mit allem Kopfhängertum! Denkt doch schon

---

Der Herr ist nahe

Die Kirche erinnert uns in den letzten Wochen des Kirchenjahres an unser Ende, indem sie uns mit den Worten des Herrn das Ende der Welt vor Augen stellt. Der Lauf des Kirchenjahres ist ein Sinnbild unserer eigenen Vergänglichkeit. Die letzten Dinge der Welt und der Menschheit im ganzen finden ihr Vorspiel im Tod und im besonderen Gericht eines jeden.

Es gibt nicht vieles, was uns so nachhaltig im sittlichen Streben anspornt wie die Betrachtung des Todes und des ewigen Gerichtes, und es gibt nicht vieles, wozu uns der Herr im Evangelium so dringend mahnt wie zur Wachsamkeit. Das christliche Leben ist seiner Art nach ganz auf das Ende gerichtet, das für den wahren Christen eine schöne Vollendung und ein herrlicher Anfang sein wird: „Da werden sie des Menschen Sohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit" (Mt. 24, 30, Evangelium). Der Herr kommt für einen jeden von uns im Augenblick des Todes, und auch ohne Vorzeichen wissen wir, daß dieser „nahe ist und vor der Tür steht".

Dann ist das besondere Gericht: Christus, der Richter der Lebendigen und Toten, wird über unser Leben, über alle Taten unseres Lebens richten. In seinem unbestechlichen Licht werden wir dann selbst auf einmal unser ganzes Leben überschauen und in der Klarheit, die jedes Versteck unseres Bewußtseins durchleuchtet, unser eigenes Schicksal lesen.

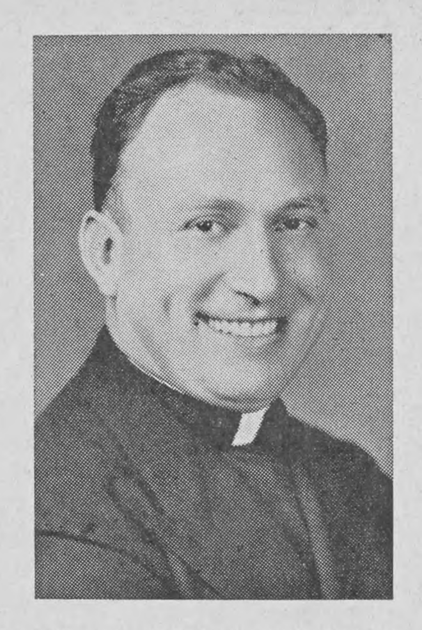
W. Grossouw

mehr an die Heiligen! Dann vergehen euch bald alle Flausen und Sekten!

Noch etwas anderes würdest du lernen, katholisches Volk! Bei den Armen Seelen im Fegfeuer bleibst du fein ruhig und still. Sind auch solche Menschen gewesen wie du selbst, wie ihr alle! Aber da, bei den Heiligen im Himmel, da sind doch ganz andere dabei! Die waren schon um ein ordentlich Stück besser als ihr. Habt ihr es gehört im Evangelium? Barmherzig — seid ihr das auch? Friedfertig — hast du so etwas schon einmal gehört? Reines Herz — ah, gibt es das auch? Ja seht, auch dafür sind die Heiligen gut im Himmelreich! Sie lassen uns keine Ruhe! Sie stacheln uns auf! Du mußt auch ein anderer Mensch werden. So mit dieser Schlamperei in deinem Christenleben geht es nicht mehr weiter! Christentum von der Bergpredigt mußt du wieder lernen! Barmherzig sein wieder, wenn du selber die große Barmherzigkeit erlangen möchtest! Und so weiter! Da käm man lange an kein Ende. Aber das ist sicher, besser wird es erst, wenn wir wieder mehr Allerheiligenfest und weniger mehr Allerseelenjammer haben! Amen!"

Ich war ganz geschlagen. Die Leute auch. Nur das eine kann ich noch berichten, daß er am nächsten Tag schon auch von den Armen Seelen gepredigt hat. An dem heutigen Tag aber war Allerheiligenfest.

("Katholische Kirchenzeitung", Salzburg)



Pater Joseph Simon, O.M.J., Direktor des Marianischen Missionsvereins und weitbekannter Volksmissionar, wurde von Rom zum Assistenten des Provinzialoberen ernannt. Pater Simon ist unseren Lesern kein Fremder. Hohe Verdienste hat er sich beim Bau des St. Thomaskolleges erworben. Mit Rat und Tat wird er nun seinem Provinzialoberen zur Seite stehen müssen.

Armer Gasparri!

Zur Zeit des Marsches auf Rom hatten sich die Faschisten auch auf dem Petersplatz versammelt, und es hieß, daß sie dem Papste eine Demonstration machen wollten. Kardinalstaatssekretär Gasparri machte dem Papste davon eilends Mitteilung: „Armer Gasparri", bedauerte ihn der Papst, „und dabei können Sie nicht einmal sagen, daß ich nicht zu Hause sei!"

Das erste Exemplar

Der Präsident eines in Rom veranstalteten Kongresses war zur Audienz in den Vatikan geladen. Er wollte dem Papste ein Exemplar der Kongreßberichte überreichen. Am Abend vorher hatte er vorsorglich dem Oberhofmeister ein Exemplar zustellen lassen. Die Audienz begann.

„Heiliger Vater", sagte der Präsident, „ich bin glücklich, Eurer Heiligkeit das erste Exemplar unserer Kongreßberichte überreichen zu dürfen." — „Auch ich", antwortete Pius XI. und nahm von dem Schreibtisch das Exemplar, das ihm vorher der Oberhofmeister gegeben hatte, „auch ich bin glücklich, Ihnen gleichfalls das erste Exemplar dieses Werkes überreichen zu können."

Ein Wort zur muttersprachlichen Seelsorge

Von Prof. Dr. Theodor Grentrup

Weil alle echte Seelsorge um der Gläubigen willen geschieht, muß die Sprache der Seelsorge mit Rücksicht auf die zu betreuenden Personen gewählt werden. Sie muß jene Sprache gebrauchen, die am wirksamsten in das Erkennen und Streben, in Verstand und Herz der Angesprochenen eindringt. Niemand zweifelt, daß hierin die „angeborene" Muttersprache vor jeder Fremdsprache den Vorrang behauptet. Glücklicherweise ordnet sich diese Angelegenheit in der Regel mit der Folgerichtigkeit eines gütigen Naturgesetzes: Die gemeinsame Muttersprache von Gemeinde und Priester im geschlossen siedelnden Volkstum bestimmt die private und öffentliche Seelsorge.

Erhebliche Schwierigkeiten können aber dort entstehen, wo eine sprachliche Minderheit inmitten einer andersgearteten Mehrheit wohnt. Ein solcher Zustand bildet sich immer von neuem durch die nie ruhende Auswanderung von einem Sprachgebiet in das andere. Das deutsche Volk nimmt aktiv und passiv daran teil. Deutsche übersiedeln in nichtdeutsche Staaten, und Nichtdeutsche nehmen ihren Wohnsitz in deutschen Ländern. Es muß selbstverständlich sein, daß alle Rechte und Wünsche, die wir für die religiöse Betreuung unserer Landsleute draußen geltend machen, auch den Nichtdeutschen bei uns zu gewähren sind.

Denken wir uns eine Auswanderergruppe, die eben jetzt fremde Erde betritt! Wenn die Ankömmlinge, wie es gewöhnlich der Fall ist, nur ihre angestammte Muttersprache verstehen, können sie natürlich auch nur in dieser seelsorglich betreut werden. So stellt sich für sie am Anfang, dem eine lange Reihe von Jahren folgen kann, die Alternative: Entweder Seelsorge in der mitgebrachten Muttersprache oder von jeder sprachbedingten Seelsorge (Predigt, Katechese, Beichte, persönlicher Zuspruch) ausgeschlossen sein. Käme das letztere zur Anwendung, dann wären die Folgen für die Betroffenen verhängnisvoll, und die kirchliche Entwicklung in Ländern mit starker Einwanderung müßte auf die Dauer schwer darunter leiden. Wer solche Fälle überdenkt, wird sich unwillkürlich sagen, es werde in einer völkerumspannenden Kirche doch Mittel und Wege geben, um da Hilfe zu schaffen.

Die Rechtslage

Fragen wir also: Darf eine Auswanderungsgruppe in einem vollkommen fremden Lande, Bistum und Pfarrverband in aller Bescheidenheit, aber doch zuversichtlich damit rechnen, daß ihr die notwendige Seelsorge in der hier und jetzt einzig möglichen Form irgendwie zuteil wird? Darf sie sogar erwarten, daß ihr Gelegenheit geboten wird, in einer Kirche, die ihr nicht gehört, mit hinreichender Freiheit ihren eigenen Gottesdienst mit Predigt, Gebet und Lied in der Muttersprache zu halten? Aus katholischem Geist und Kirchenrecht lautet die Antwort: Ja, von Rechts wegen, im Zeichen wahrhaft christlicher Brüderlichkeit, nach Maßgabe des Möglichen. Hierin spüren wir etwas von der Weite apostolischer Gesinnung, die sich von nationalen Schranken nicht behindern läßt, sondern in allem die Ehre Gottes und das geistige Wohl der Mitmenschen erstrebt. Durch ein gelegentliches und zeitweiliges Versagen wird das erhebende Bild im ganzen nicht getrübt. In dieser Beziehung hat jede Nation, die Auswanderer hinaussandte, vielen Grund zur Dankbarkeit.

Leider übersteigen die Anforderungen bisweilen die Leistungsfähigkeit der Auswandererseelsorge, was auch von der auslanddeutschen Seelsorge gilt. Es ist nicht zu vermeiden, daß in den unübersichtlichen Millionenstädten, in den abgelegenen Gebieten der tropischen Urwälder und in den endlosen Kämpen schwachbevölkerter Länderstrecken einzelne Fremdsprachige oder fremdsprachige Gruppen die notwendige muttersprachige Seelsorge entbehren. Die Zahl der bereitstehenden Priester und die Summe der vorhandenen Mittel reichen nicht aus. Ein gewisser Mangel wird in diesem weltweiten Abschnitt der Seelsorge wohl immer zu verzeichnen sein, aber es muß doch das Menschenmögliche versucht werden, um die Aufgabe zu bewältigen. Denn die Auswanderer, die zumeist aus wirtschaftlicher Not, die Heimat verlassen, haben ein strenges Recht auf eine entsprechende Seelsorge, die wenigstens im Anfange nur mit Hilfe der Muttersprache geboten werden kann. Dies hat Papst Pius XII. in der Konstitution „Exsul Familia" vom 1. August 1952 im Anschluß an frühere Gesetze ausdrücklich bestätigt und durch zeitgemäße Neuordnung zu sichern sich bemüht. Die jetzt gelten-

den Organisationsformen sind zum Teil neu, der grundlegende Rechtssatz ist so alt wie die Kirchengemeinschaft. Als Ziel soll angestrebt werden, daß die Auswanderer im fremden Land von einem Priester seelsorglich betreut werden, der die Muttersprache mit ihnen teilt. Darin liegt die Gewähr, daß die sakrale Funktion der Sprache in Predigt, Christenlehre und Beichte würdig vonstatten geht und die Gläubigen ihre Heimatsprache mit Freude hören.

Die muttersprachliche Seelsorge in bester Form ist demnach für die Auswanderer rechtlich verankert. Wenn sie darum bitten und immer wieder drängen, machen sie nur von einem verbrieften Recht Gebrauch. Sie haben den obersten Hirten der Kirche auf ihrer Seite. Ein gewisses Ungestüm darf ihnen nicht verübelt werden. Ein laues Verhalten in dieser Beziehung wäre bedauerlich. Wenn sie dann noch bereit sind, erhebliche Opfer für die Sache zu bringen, haben sie um so mehr Grund, ihr Verlangen erfüllt zu sehen.

Treue um Treue

Dem Recht auf der einen Seite entspricht immer eine Pflicht auf der anderen. In unserem Falle handelt es sich um eine Pflicht der Kirche. Es gehört zu den unbedingten Pflichten des kirchlichen Hirtenamtes, der sachlich wohlbegründeten Notwendigkeit hinsichtlich der muttersprachlichen Seelsorge bei den Auswanderern zu genügen. Der letzte und tiefste Grund für dieses Recht-Pflicht-Verhältnis liegt in der empfangenen Taufe, die ein rechtlich unzerreißbares Band zwischen dem Christen und seiner Kirche knüpft. Den Christen verpflichtet das Tauffakrament zur unwandelbaren Treue gegen die Kirche, und die Kirche verpflichtet sich dem Getauften gegenüber in vollem Umfange zur geistlichen Fürsorge. Durch die Taufe, so erklärt Kanon 87 des Kirchlichen Gesetzbuches, wird der Mensch in der Kirche Christi „Person mit allen Rechten und Pflichten" eines Christen. Unter dem Tauffiegel vereinigen sich Kirche und Täufling gleichsam zu einem zweiseitigen Vertrag. Es gilt Treue um Treue. Wie der Christ auch unter schwierigen Verhältnissen sein Taufgelöbnis zu wahren hat, so obliegt es der Kirche, selbst in außergewöhnlicher Lage ihren Kindern die notwendigen Dienste zu leisten. Wir sehen, daß die Bestimmungen des Heiligen Vaters in der genannten Konstitution nichts anders darstellen als die Entfaltung eines kirchlichen Grundrechtes. Es sei aber nicht vergessen, daß die Kirche in mütterlicher Fürsorge das Recht ergänzt und überhöht durch das Liebesmotiv, das alle seelsorgliche Tätigkeit durchwalten muß. Auch darin besteht Zweiseitigkeit, indem mütterliche Fürsorge und kindliche Zuneigung sich zusammenfinden.

Gebet zum Koelner Katholikentag

Herr Jesus Christus!

Unergründlich bist Du in den Geheimnissen Deiner Kirche, Du selber lebst in ihr, waltest in ihr, wirkst in ihr alle Tage bis ans Ende der Welt.

Wir glauben, daß die Kirche ist Dein sichtbares Zeichen, Dein geheimnisvoller Leib.

Deine Kirche ist „die Säule und Grundfeste der Wahrheit". Du hast ihr Dein Wort anvertraut und sie vor Irrtum bewahrt.

Gib, daß wir ihre Wahrheit erkennen, sie höher achten als alle irdische Weisheit und aus ihr leben.

Die Kirche ist die unversiegbare Quelle des lebendigen Wassers. In den sieben heiligen Sakramenten empfangen wir die Nachlassung unserer Sünden, die Kraft zur Treue, die Heilung unserer Seelen.

Laß uns aufrichtig nach den Quellen des Heiles verlangen und oft aus ihnen schöpfen.

Deine Kirche ist unser Halt und unsere Heimat. Du hast sie auf Felsengrund gebaut. Die Pforten der Hölle können sie nicht überwältigen. Durch Petrus und seine Nachfolger führst Du uns auf rechtem Pfad und hin zum ewigen Leben.

Gib, daß wir Deine Kirche innig lieben, auf ihre Weisungen hören und ihr in Treue dienen.

Herr Jesus Christus, dankbar bekennen wir uns als Glieder Deiner Kirche und bitten Dich in Demut: Beschirme Deine Kirche und ihre Oberhirten. Segne Priester und Gläubige. Laß uns in Deinem Reich fest verwurzelt sein. Mach uns zu mutigen Zeugen Deines Namens. Führe heim, die Dich und Deine Kirche verlassen haben. Erbarme Dich der Sünder und Verirrten. Gib allen Menschen die Erkenntnis, daß die Kirche ist: Dein leuchtendes Zeichen unter den Völkern. Amen.

Stammessprache und Landessprache

Oben wurde ausgegangen vom Anfangszustande sprachunkundiger Auswanderer. Mit Absicht. Denn dort zeigt sich am deutlichsten

die Notwendigkeit muttersprachlicher Seelsorge in fremder Umgebung. Aber im Laufe der Jahre pflegen die Eingewanderten unter Zwang des Alltags mehr oder weniger, schnell oder langsam, die Landessprache zu erlernen. Die nun folgende Entwicklung kann sich sehr verschieden gestalten. Es gibt Eingewanderte, die sich mit Eifer und Geschick der Mehrheit des Landes vollkommen angleichen und auch für ihr religiöses Leben daraus die Folgerungen ziehen. Vielleicht dient ihnen dazu, den Prozeß der Angleichung zu beschleunigen. Man muß ihnen die Freiheit lassen. Die Kirche hat nicht das Amt, einmal Gegebenes für immer zu verfestigen und gegen den Sprachwillen ihrer Gläubigen vorzugehen. Andere dagegen, besonders in sprachlich geschlossenen Siedlungen, halten über Generationen hinweg mit rührender Treue an der ursprünglichen Stammessprache fest. Es ist ihr gutes und volles Recht, das von der Kirche gebilligt wird, wenn auch die Landesregierungen im allgemeinen solche festgefügte Sprachminderheiten ungern sehen.

Für die Seelsorge können unter den angedeuteten Verhältnissen Zweifel und Schwierigkeiten entstehen. Grundsätzlich hat zu gelten: Solange die Eingewanderten ihre Stammessprache als ihre eigene und eigentümliche Sprache schätzen, während sie die Landessprache als die zweite hinzugelernte empfinden, bildet die traditonelle Stammessprache das bessere Mittel für die Seelsorge. Ein Beispiel: Wenn Auslanddeutsche, die die Landessprache gut beherrschen, trotzdem im trauten Verkehr innerhalb der Familie und im Freundeskreis nur Deutsch sprechen, wenn sie das Vaterunser nach alter Gewohnheit beten und am Erntefest am liebsten das „Großer Gott wir loben Dich" singen, dann ist kein Zweifel, daß ihre Seele noch in der Stammessprache beheimatet ist. Eine psychologisch wohlgeordnete Seelsorge wird daraus den Schluß ziehen, daß sie unter diesen Umständen die deutsche Sprache verwenden muß.

Verpflichtung der Heimat

In welcher Weise ist nun dafür gesorgt, daß die Ausgewanderten (und die Fremdsprachigen allgemein) die notwendige oder wünschenswerte Seelsorge in ihrer Muttersprache regelmäßig empfangen? Organisatorisch können drei Formen unterschieden werden: Am vollkommensten ist die muttersprachliche Seelsorge in mit Apostolischer Genehmigung errichteten Sprach- und Nationalpfarreien gewährleistet. Sie setzen einen festen und bedeutenden Stamm von Ausgewanderten gleicher Nationalität voraus. Die zweite Form bildet die Zusammenfassung der Fremdsprachigen eines Bezirks zu einer eigenen „Mission" mit einem Seelsorger vollen Rechts nach der Art eines Pfarrers. Bei der dritten Form bleiben die Ausgewanderten oder Fremdsprachigen in der gewöhnlichen Zuständigkeit des Ortspfarrers, in dessen Bezirk sich die Zugewanderten niedergelassen haben. Katholiken, auch wenn sie als vollkommen Fremde ankommen, sind hinsichtlich ihrer Seelsorge in der Pfarrei und Diözese zuständig, wo sie ihren Wohnsitz errichten.

Meistens sind aber die Bischöfe in den Einwanderungsländern nicht in der Lage, die erforderlichen Priester für den beanspruchten muttersprachlichen Seelsorgedienst zur Verfügung zu stellen. In weitem Maße muß darum die Nation der Ausgewanderten zur Einrichtung und Aufrechterhaltung der notwendigen Seelsorge ihrer Landsleute draußen mithelfen. Indem Papst Pius XII. es für äußerst wünschenswert erklärt, daß die Auswanderer und ihre Seelsorger in der Muttersprache und Nationalität übereinstimmen, ist jedes Volk aufgerufen, um die geistliche Betreuung seiner ausgewanderten Söhne nach Kräften bemüht zu sein. Auch zwischen dem katholischen Auslandsdeutschtum und der Heimatkirche besteht ein Recht-Pflicht-Verhältnis.

Es ist eine uralte Einrichtung, daß der Mensch stirbt. Aber daß Gott starb und durch seinen Tod unseren Tod überwand, das war etwas ganz Neues.

Hl. Augustinus

Es wird das Ende aller unserer Tage kommen und damit unser letztes Opfer. Gebe uns Gott, daß wir jedes Opfer bis zum letzten vollkommen bringen, dann wird uns sicher dort nichts reuen.

A. M. Weiß O.P.

Kardinaele der Kirche

„Unter Seinem Schutz"

Jules Gerault Kardinal Saliege — Erbischof von Toulouse

Von Dr. Wilhelm Sandfuchs

„Schlechte Zeiten verpflichten, alles neu durchzudenken, was man zu wissen glaubte, die Welt, die Menschen, Gott. Schlechte Zeiten sind da, um neue Fortschritte einzuleiten. Sagen wir nicht, die Zeiten sind schlecht. Es gilt, die Zeit auszunutzen, die uns gegeben ist" — dieses Bekenntnis steht über dem ganzen Leben des greisen Erzbischofs von Toulouse, Jules Gerault Kardinal Saliege. Allerdings vermag er seine anfeuernden Weisungen an die Gläubigen seiner Erzdiözese nicht selbst zu sprechen. Vor über zwei Jahrzehnten traf ihn bei einem Empfang in der Französischen Botschaft in Rom eine Lähmung. Seitdem ist er in Bewegung und Sprache gehemmt. „Ich kann nicht mehr gehen", scherzte er darüber einmal einem Besucher gegenüber. „Aber gottlob regiert man eine Diözese nicht mit seinen Füßen." Der von schwerer Krankheit so hart geprüfte Oberhirte rang sich seit jenem Schicksalsschlag täglich neu die Kraft ab, seinem Bistum ein wahrer, echter Lenker zu sein.

Das gleiche Bergland der Auvergne, das den französischen Katholiken den großen Pariser Kardinal Verdier geschenkt hat, ist auch die Heimat von Jules Gerault Saliege. In Crouzy Haut, einem Dorf in der Nähe von Mauriac, wurde er am 24. Februar 1870 geboren. Seine Aus-

---

Unter neuer Leitung (Fortsetzung vom Deckelblatt)

Zum neuen Provinzialoberen der St. Marienprovinz wurde der hochw. Pater Joseph P. Switallo O.M.J. ernannt; als Mitglieder des Provinzialrates wurden ihm die hochw. Patres Thomas Schnerch, Joseph Simon, Leopold Engel und Leonard Stocker zuerteilt.

Pater J. Switallo ist im Jahre 1907 in Winnipeg (St. Josephsgemeinde) geboren. Seine philisophischen und theologischen Studien konnte er in Rom absolvieren und mit einem Doktorat beenden. Zum Priester wurde Pater Provinzial im Jahre 1932 geweiht. Von da an hat er sein ganzes Priesterleben in der Erziehung kommender Priester verbracht, als Professor und später als Oberer unseres Priesterseminars zu Battleford, und von 1953 – 1955 als „rechte Hand" in unserem neuen Oblatenseminar zu Pine Hills, Mississippi, U.S.A., wo ihm die Aufgabe übertragen wurde, den Grundstein zur geistigen und zur theologischen Arbeit dieser neuen Priester-Erziehungsanstalt zu legen.

Gott segne uns unseren neuen Provinzialoberen und seine Arbeit. Verwalter hoher Dinge ist er. Als Provinzialoberer erstreckt sich ja seine Verwaltung nicht nur auf finanzielle Sachen: auf das Bauen neuer Häuser, auf die Entwicklung neuer Missionen und Arbeitsfelder. Als Provinzialoberer sind ihm und seinem Urteil über achtzig Priester, über achtzig Geweihte und Seelsorger anvertraut, jeder mit eigenen Erfahrungen, jeder mit besonderen Talenten — und alle von Gott berufen, zur Verbreitung der Liebesgnaden Gottes unter den Menschen zu wirken, jeder auf seinem eigenen Gebiete.

Als Provinzialoberer lastet auch auf seinen Schultern die Verantwortung für all' die vielen Seelen, die der Priesterarbeit der Oblaten anvertraut sind. Und diese vielen Seelen sind nicht nur dem Laienstande zugehörend: Es sind da auch die Seelen unserer Priesteramtskandidaten und unserer Ordensbrüder; Seelen, die ganz besondere Leitung benötigen, eine Leitung, die ihnen durch den Provinzialoberen ermöglicht werden muß.

Als Provinzialoberer der St. Marienprovinz kommt dann noch die „Seelsorge um die Neueingewanderten" hinzu, die ja seit Beginn unseres Jahrhunderts schon, seit über fünfzig Jahren, das hohe Ideal der deutschsprechenden Oblaten Canadas ist.

Wer das ernste und zu gleicher Zeit liebe Wesen unseres neuen Provinzialoberen kennt, wird nicht um die Zukunft bangen. Gottes Vorsehung hat ihn zu diesem Amt erwählt, Gott wird ihn auch leiten und führen, mit wahrem Priesterherzen seinen Priestern Wegweiser zu sein, Wegweiser zu Gott hin und zu den Seelen hin, die uns Oblaten der St. Marienprovinz anvertraut sind und die da noch nach unserer Priesterarbeit hungern.

bildung war schon früh dem hohen Ziel des Priestertums zugewendet. Er begann sie im Kleinen Seminar von Pleaux und vollendete sie im Großen Seminar in Issy bei Paris. Das große Vorbild des Gründers der Sulpizianer, Jean Jacques Oliver, formte den jungen Theologiestudenten Saliege zum echten Priester. Am 29. September 1895 war für ihn der Tag der Priesterweihe.

Nichts ist für den Fortbestand und das Wachstum einer religiösen Gemeinschaft wichtiger als die Erziehung der jungen Generation in ihrem Geiste. Sie ist um so entscheidender, je kämpferischer die Zeit gegen Kirche und Christentum eingestellt ist. Jules Gerault Salieges Sorge galt schon in den Jahren nach seiner Priesterweihe ganz der Jungenderziehung. Der geistliche Professor unterrichtete am Kleinen Seminar in Pleaux, aus dem er selbst hervorgegangen war, Naturwissenschaft und Philosophie. 1903 berief man ihn zum Professor für Moraltheologie an das Priesterseminar seiner Heimatdiözese Saint Flour. Während Presse, Parlament und weite Kreise der französischen Öffentlichkeit damals gegenseitig wetteiferten, um der Kirche den Kampf anzusagen, stärkte er als Lehrer und später als Rektor den Glaubensmut der jungen Seminaristen. Schon damals rühmte man dem klugen Erzieher eine besondere Aufgeschlossenheit für alles Neue nach. Wie er als einer der ersten Geistlichen seines Bistums das Motorrad benutzte, so verschaffte er dem Sport Lebensrecht im Alltag des Seminarlebens und unternahm in den Ferien Bergtouren mit den Seminaristen. Damals aber handelte er auch schon nach jenem Grundsatz, den er später einmal so formulierte: „Es gilt nicht, das Christentum den Menschen anzupassen, sondern die Menschen Christus anzupassen. Die Frage ist nicht, wie soll man das Christentum darstellen, sondern, wie sollen es die Menschen entdecken, durchdenken, verstehen.“ Professor Saliege, der den Ersten Weltkrieg 1914—1918 als Sanitäter und später als Feldgeistlicher miterlebte, wurde bald Ehren-Kanoniker und 1918 Generalvikar des Bistums St. Flour.

1925 schließlich vertraute Papst Pius XI. dem in der Erziehung wie in der Verwaltung bewährten Priester die Leitung eines eigenen Bistums an. Die kleine Diözese Gap, an der französisch-italienischen Grenze gelegen, wurde das erste Wirkungsfeld des Bischofs Saliege. Am Dreikönigsfest 1936 erhielt der einstige Seminarrektor und Generalvikar von St. Flour die bischöfliche Weihe. Nur drei Jahre weilte er, unablässig um das Heil der ihm anvertrauten Seelen bemüht, hier. Dann vertauschte er, nach dem Willen des Heiligen Vaters, das kleine Gap mit dem großen Industrie- und Handelszentrum Toulouse. Als Nachfolger von Monseigneur Germain wurde er am 6. Dezember 1928 Erzbischof von Toulouse und Primas des narbonnischen Gallien.

Mit wahrem Apostelgeist widmete sich Monseigneur Saliege seiner riesigen, schweren Aufgabe. Er packte sie in einer Weise an, daß man bald auch außerhalb seines Bistums auf das Wirken dieses Oberhirten aufmerksam wurde und seine Weisungen be-

Auch uns gibt Gottes Gnade Antrieb zur Heiligkeit

Augustinus rief angesichts der großen Schar der Heiligen aus: „Warum sollte ich nicht können, was all diese Männer und Frauen vermochten?“ Möchten uns doch die Heiligen und die Feier ihres Festes zu einem mächtigen Ansporn werden, der uns wie ein Peitschenhieb auftreibt! Möchten die Heiligen uns anspornen und ermutigen, daß wir voll Vertrauen und Großmut fortschreiten auf dem Wege des Kreuzes und der Liebe!

Gewiß, Gottes Wege sind geheimnisvoll; er gab den Heiligen ihre besondere Berufung; was für den einen gilt, gilt nicht ohne weiteres für den anderen — aber wußten die Heiligen etwa im voraus, daß sie Heilige waren? Haben sie nicht vielmehr durch großmütige, beharrliche Mitwirkung mit Gottes Gnade, mit einem grenzenlosen Vertrauen, daß Gott nicht von vornherein menschliche Grenzen setzte, seine liebevollen Absichten für sie zum Erfolg kommen lassen?

Darin besteht für einen jeden von uns die Heiligkeit, „nach dem Maße, wie Christus sie ihm schenkte“ (Eph. 4, 7), seinen Plan zu verwirklichen. Gott aber „gibt ohne Maß den Geist“ (Joh. 3, 34). Und wer sind wir, daß wir seiner unendlichen Liebe Grenzen setzen dürften? Niemand hat das Recht, sich aus Bequemlichkeit oder Egoismus dem Antrieb der Gnade zu entziehen. Und Jesus sprach: „Alles ist möglich dem, der Glauben hat“ (Mk. 9, 23).

W. Grossouw

achtete. Frank und frei, ohne alle Rücksichten, legte er die christliche Lehre in ihren praktischen Auswirkungen auf die jeweilige Zeitstunde dar. Es blieb ihm nicht erspart, dabei zuweilen mißverstanden zu werden. Weil er es als eine Christenpflicht bezeichnete, „den Katholizismus vom Konservatismus zu befreien", galt er bei den einen als der „rote Erzbischof". Monseigneur Saliege fuhr jedoch fort, sich an die Spitze aller Bestrebungen zur Förderung der sozialen Gerechtigkeit zu stellen. In seinem Fastenhirtenbrief 1953 erklärte er erneut den Unternehmern, es sei nicht notwendig, daß ein Unternehmen hohe Renten abwerfe, sondern daß es möglichst vielen Menschen den Lebensunterhalt vermittle. Weil der Erzbischof von Toulouse als einer der Wortführer des französischen Katholizismus unerbittlich für die freien, katholischen Privatschulen eintrat, beschimpften ihn die Anhänger der staatlichen Einheitsschule als einen Gegner der Geistesfreiheit. Er jedoch stellte allen Angriffen den Leitsatz gegenüber: „Wenn wir die Schulfreiheit verteidigen, treten wir für alle menschlichen Freiheiten ein."

Des Erzbischofs Sorge gilt allen Schichten und allen Berufen. Mit gleichem Eifer, mit dem er als Kanzler des Institut Catholique von Toulouse die gründliche wissenschaftliche Ausbildung der kommenden Akademiker fördert, stärkt er das Selbstbewußtsein der Arbeiterschaft und ruft er die Jung-Landwirte zum Ausharren bei der Scholle auf. „Es handelt sich nicht darum", so schreibt er 1952 der katholischen Landjugendbewegung seiner Erzdiözese, „eurem Stand zu entfliehen, sondern ihn auf Christus hin auszurichten und zu erziehen."

Keine Rücksichtnahmen und keine Gefahren hielten den Toulouser Oberhirten je davon ab, sein bischöfliches Wort den Gläubigen zu verkünden. Es war ein Fanal für ganz Frankreich, als sich der Gelähmte, einem Bischof von Galen in Münster gleich, mitten im Zweiten Weltkrieg unerschrocken gegen die Verschleppung jüdischer Familien einsetzte und diese Verletzung der göttlichen und menschlichen Rechte scharf geißelte. Sein Eintreten gegen die Zwangsverpflichtungen junger Franzosen durch die deutschen Besatzungsbehörden wurde im Nu im ganzen Lande bekannt. Nur seinem Gesundheitszustand ist es zu danken, daß die am 9. Juni 1944 zu seiner Verhaftung befohlenen Polizisten unverrichteterdinge das bischöflich Palais in Toulouse wieder verließen. Mit gleicher Unerschrockenheit aber wandte sich Erzbischof Saliege auch nach dem Abzug der deutschen Truppen gegen die unbarmherzigen Massenhinrichtungen durch linksradikale Kreise gegen den neuen Terror durch eigene Landsleute. „Ordnung ohne Gerechtigkeit", mahnte er damals eindringlich, „ist Unordnung. Richten heißt nicht rächen. Justiz heißt nicht endlose Untersuchungshaft." Das Eintreten des Erzbischofs von Toulouse hat zahlreichen Menschen auch damals das Leben gerettet. Sein Mahnruf trug wesentlich dazu bei, die Ausschreitungen jener Wochen rascher zu beenden.

Die französische Ehrenlegion nahm Kardinal Saliege unter die Schar ihrer Offiziere auf. Die schönste Ehrung bedeutete es für Monseigneur Saliege, als ihn Papst Pius XII. im Februar-Konsistorium 1946 in das Kardinals-Kollegium berief. Jahrzehnte priesterlichen und bischöflichen Wirkens verdeutlichen die Wahrheit seines Wortes: „Der wahre Apostel zeugt durch sein Leben: dieses Zeugnis zieht die Menschen an wie die Freude."

Der hl. Augustinus predigt ueber die Kirchweihe

Sooft wir, liebe Brüder, gläubig und gesammelt das Weihefest eines Altares oder einer Kirche begehen und diese Feier in ein heiliges, gerechtes Leben umsetzen, geht alles, was in der von Menschenhänden erbauten Kirche geschieht, auch an uns, dem geistigen Bau, in Erfüllung. Denn wahr ist das Wort des Apostels: „Der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr." Und: „Wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt?" Liebe Brüder, ganz ohne Verdienst durften wir durch die Gnade ein Tempel Gottes werden. So wollen wir aus allen Kräften und im Vertrauen auf seine Hilfe uns mühen, daß unser Herr in uns, seinem Tempel, nichts finde, was den Augen seiner Majestät mißfallen könnte. Die Wohnstatt unseres Herzens sei von Lastern gereinigt und mit Tugenden geschmückt. Dem Teufel sei sie verschlossen, Christus aber stehe sie weit offen. Wir wollen uns bestreben, mit den Schlüsseln der guten Werke die Pforten des Himmelreiches aufzuschließen. Wie wir uns nämlich die Pforte des ewigen Lebens durch böse Taten wie durch Schlösser und Riegel versperren, so wird sie uns zweifellos durch gute Werke aufgetan.

SCHUTZ-PATRONE

Nicht Totenmonat — Monat der Lebenden, Monat aller Heiligen ist der November. Selbst am 2. November gedenken wir nicht der „Toten", wir gedenken „Allerseelen", und all' die Seelen, die da drüben in der anderen Welt ihres Einganges in den Himmel harren — diese Seelen sind nicht „tot", sie leben! Und sie werden eines Tages leben als Heilige Gottes im Reiche Gottes. Denn „nur Heilige leben im Himmel", schreiben große Gottesdenker, und der Reinigungsort, der gegenwärtige Aufenthaltsort „Allerseelen", ist die Zeitspanne ihres Heiligwerdens, ihres Wachsens in der Liebe zu Gott bis zur Heiligkeit.

„Oranten", Fürbitter, hat man schon in alten Tagen die Heiligen genannt. Auch ist es unser frommes Glauben, daß selbst die Seelen im Reinigungsort betend unserer gedenken.

Fürbitter sind uns die Heiligen, Fürbitter und warme Freunde. Seit ältesten Tagen schon ist es frommes Glauben der Katholiken, daß jeder Heilige so seine ganz besondere Aufgabe und sein ganz besonderes Schutzpatronat für uns Menschen hat. Fast jeder Stand, jedes Alter, jede Menschennot und jedes Menschenleid hat seinen ganz besonderen Schutzpatron.

Wir wollen hier nun einige unserer himmlischen Schutzpatrone so wie auch ihr traditionsgemäßes „Amt" unter uns Menschen aufzählen. So sind folgende Heiligen Schutzpatrone:

St. Agatha – gegen Feuer und Brandgefahr
St. Agnes – Gärtner
St. Albert d. Große – Naturwissenschaftler
St. Alfons Liguori – Beichtväter
St. Aloysius – Jugend
St. Andreas – Fischer, Fischhändler, Seiler
St. Anna – Bergleute, Schiffer, Mütter, Witwen, gute Heuernte
St. Antonius – Einsiedler, Metzger, Bürstenbinder, Totengräber, Glockengießer, Haustiere
St. Barbara – Baumeister, Dachdecker, Hutmacher, Feuerwehr, Bergleute, Sterbende
St. Barnabas – gegen Hagelschlag
St. Bartholomäus – Gerber, Fleischer, Gärtner, Hirten
St. Bernhard – Bienenzüchter und Wachszieher
St. Bernward – Goldschmiede
St. Bibiana – Fallsüchtige, Nervenkranke
St. Blasius – Ärzte, Musiker, Windmüller, Weber. gegen Hals- und Zahnweh
St. Cäcilia – kirchl. Musik, Orgelbauer, Instrumentenmacher
St. Cassian – Schönschreibekunst
St. Christophorus – Schiffer, Flößer, Pilger, Reisende, Lastträger, Kraftfahrer, Flieger
St. Cölestin – Buchbinder
St. Crispin u. Crispinian – Schuster, Sattler und Gerber
St. Dismas – gegen Diebe
St. Dorothea – Gärtner
Dreikönige – Pilger, Reisende, Gasthäuser
St. Elisabeth v. Thüringen – Bäcker, Bettler und Glaser
St. Erasmus – Schiffer, Drechsler
St. Eustachius – Jäger, Förster
St. Franz v. Assisi – Kaufleute, Weber, Schneider, Fremdsprachler
St. Franz v. Sales – Schriftsteller, Zeitungsschreiber
St. Franz Xaver – Heidenbekehrung
St. Franziska Romana – Kraftwagenfahrer, Witwen
St. Gabriel – Postboten, Zeitungsträger, Fernmeldewesen
St. Genovefa – Hirten, Winzer
St. Georg – Soldaten, Ritter
St. Gertrud – Gärtner
St. Gregor d. Große – Schulen, Gelehrte, Kirchensänger
St. Gregor v. Nazianz – Dichter
St. Helena – Nagelschmiede
St. Hieronymus – Gottesgelehrte
St. Hubert – Jäger, Optiker, gegen Hundebisse
St. Isidor – Bauern
St. Jakobus d. Ältere – Feldfrüchte
St. Jakobus d. Jüngere – Tuchmacher, Kaufleute
St. Joachin – Eheleute
St. Johannes d. Täufer – Gerber, Sattler, Weber, Schneider, Bauern, Gastwirte, Messerschmiede, Zimmerleute, Sänger, Kaminfeger
St. Johannes Berchmans – Jugend
St. Johannes v. Gott – Spitäler, Kranke, Krankenpfleger
St. Johannes v. Nepomuk – Flößer, gegen üble Nachrede, in Wassernot
St. Johannes Bapt. de La Salle – Lehrpersonen, Schüler
St. Johannes M. Vianney – Pfarrer
St. Joseph – Zimmerleute, Handwerker, Gesellen, Reisende, Verbannte, Eheleute, Sterbende
St. Joseph v. Calasanza – Schulkinder, Volksschulen

St. Joseph v. Cupertino – in Examensnöten
St. Justin – Philosophen
St. Kamillus – Kranke, Krankenhäuser, Krankenpfleger und -pflegerinnen
St. Karl Borromäus – Priesterseminaristen
St. Kasimir – Jugend
St. Katharina – Lehrstand, Wagner, Müller, Weber
St. Kilian – Winzer, Tüchner
St. Klemens – Steinbrecher, Seeleute
St. Kosmas und Damianus – Ärzte, Apotheker, Friseure
St. Laurentius – Köche, Bäcker, Feuerwehr, Köhler
St. Leo d. Große – Musiker, Sänger
St. Ludwig – Friseure, Buchbinder, Buchdrucker, Tapezierer
St. Maria Magdalena – Sünder, Gärtner
St. Markus – Kaufleute
St. Martha – Hausfrauen, Haushälterinnen, Köchinnen, Dienstmägde, Gastwirte
St. Marzellus – Stallknechte
St. Matthäus – Steuer- und Zollbeamte
St. Michael – Soldaten, Kaufleute, Zeitungsleute
St. Monika – Mütter
St. Nikolaus – Bäcker, Getreidehändler, Reisende, Matrosen, Kinder, Brautleute
St. Notburga – Dienstboten
St. Pankratius – Kinder, gegen Meineid und falsches Zeugnis
St. Paschalis Baylon – Verehrer des hochheiligen Altarssakramentes
St. Paulus – Weber, Seiler, Sattler
St. Petrus – Fischer, Maurer, Steinhauer, Schmiede, Eisenhändler, Büßer
St. Plazidus – Schiffer, Ertrinkende
St. Raphael – Ärzte, Apotheker, Reisende
St. Rosa v. Lima – Blumengärtner und Blumenhändler
St. Sebastian – Soldaten, gegen Pest und Viehseuchen
St. Simon – Färber, Rotgerber
St. Stanislaus Kostka – Studenten
St. Stephanus – Maurer, Steinmetzen
St. Thaddäus – in allen Anliegen
St. Tharzisius – Meßdiener
St. Theresia v. Lisieux – Heidenmissionen
St. Thomas, Apostel – Architekten, Maurer, Zimmerleute
St. Thomas v. Aquin – Hochschulen, studierende Jugend
St. Ursula – Mädchenschulen
St. Valentin – gegen Fallsucht
St. Vincenz v. Paul – Caritative Vereinigungen
St. Vitus – Krüppel, Lahme, Taube, Stumme, Schauspieler, Kupfer- und Kesselschmiede, Bergleute, Apotheker, Winzer, und Bierbrauer
St. Wendelin – Hirten, Vieh
St. Zita – Dienstboten

(Obige Liste ist dem schönen Werk „Kinder- und Hauslegende", Herder 1954, von P. Robert Quardt S.C.J., entnommen.)

Autofahrer beten

Mit den Zeiten entsteht auch ein neues Brauchtum. So ist es z.B. dem heiligen Christophorus ergangen. Dieser legendäre Riese, der das Christkind trägt, einer der volktümlichsten Heiligen des Morgen- und Abendlandes, gehört zu den 14 Nothelfern gegen Pest und jähen Tod. Sein Fest ist am 25. Juli. Schutzheiliger der Schiffer und Pilger war er schon immer. Seit langem ist er vor allem Schutzpatron der Autofahrer geworden. Diese legen Wert darauf, sich ihm zu empfehlen, wenn sie seine Plakette im Fahrzeug anbringen. Schön ist es, wenn sie beim Einsteigen in ihr Fahrzeug auch ein Gebet zu ihm um Fürbitte in aller Fahrnot und Gefahr sprechen.

Ein Kraftfahrer hat sich sogar ein besonderes Gebet zum Vater im Himmel, dem Herrn über alles Geschick, erdacht. Er schlägt allen seinen Berufskollegen vor, mit ihm ihr Morgengebet zu bereichern, auch daran zu denken beim sonntäglichen Gottesdienst:

Allmächtiger Gott, du gabst meinen Mitmenschen und mir das Leben. Kein Versagen von meiner Seite soll dieses kostbare Gut gefährden. Darum bitte ich dich: Gib mir eine feste Hand und ein wachsames Auge, damit kein Mensch durch meine Schuld verletzt wird! Schütze, Herr, auch alle, die bei mir sind, vor dem Schrecken eines Unfalls! Gib du, Herr über alle Geschicke, daß auch andere mich und meine Mitfahrenden nicht gefährden! An eine gute Endfahrt zu dir, mein Gott, laß mich denken!

Nimm alle Kraftfahrer, besonders das harte Leben der Berufsfahrer, unter deinen beständigen Schutz und bewahre sie vor den Tücken eines Unfalls, du starker und mächtiger Gott! Amen.

Der heilige Bruder von Parzham

Bei der täglichen Kommunion

Schluß

In der ersten Zeit seines Ordenslebens hat Bruder Konrad gemeinsam mit seinen Mitbrüdern drei- oder viermal in der Woche die hl. Kommunion empfangen dürfen. Am Sonntagabend nach Tisch verkündete der Obere die bestimmten Kommuniontage, die dann im Chore angemerkt wurden. Drum war es etwas Ungewöhnliches als Pater Guardian eines Tages bemerkte, daß Bruder Konrad alle Tage kommunizieren dürfe. Gleichwohl fanden es alle für selbstverständlich und freuten sich herzlich über das Glück des stillen allzeit hilfsbereiten eifrigen Bruders.

Wenn um Mitternacht mit der Ratsche in der Hand der weckende Bruder durch die langen Gänge eilte und gleichzeitig das verschlafene Glöcklein zumChorgebete rief, dann kniete Bruder Konrad meist schon an seinem Platze, frei und ohne sich anzulehnen, das Kruzifix in seinen Händen haltend und fromm betrachtend. Als letzter verließ er den Chor.

Als erster dann, um 4 Uhr morgens, wenn nicht viel früher, war er schon wieder gebetsbereit, um halb 5 Uhr empfing er die hl. Kommunion und begab sich bald darauf in die hl. Gnadenkapelle, um dort bei der Fünfuhrmesse zu ministrieren. Wie oft war er einst als junger Bursche zur Gnadenmutter Mariahilf in Passau gewallfahrtet, schon um Mitternacht den sechsstündigen Weg beginnend, meist allein und nüchtern, um die hl. Kommunion empfangen zu können. In glückseliger Magnifikatstimmung war er den Hilfsberg emporgestiegen, hier konnte er sich völlig ausbeten. Jetzt hatte er das große Glück, über 40 Jahre lang täglich bei jeder Witterung den Berg vom Annakloster her zur Kapelle zu ersteigen und weiter vorn als alle frommen Pilger, an den Stufen des Gnadenaltares beim Opfer zu dienen.

Den Heiland selber im Herzen, kniete er täglich vor der Gnadenmutter.

Hunderte von Dankestäfelchen melden, die ganze Kapelle bedekkend, die wunderbare Erhörung in mannigfachen Nöten. Aber welche Täfelchen melden die inneren Gnadenwirkungen? Ist das heilige Leben eines Bruders Konrad nicht eine marianische Gnadenwirkung ersten Ranges.

Wie oft schon erklangen die Glocken der Stiftskirche zum Pilgerabschied eines großen Wallfahrtszuges! Langsam zogen die Pilger an der hl. Kapelle vorbei zum Bahnhof, betend und singend, unter Musikklängen. Wie manches bedrängte Menschenherz stürmt nochmals zur heiligen Kapelle herein, laut aufweinend vor Schmerz in rücksichtslosem Trennungsweh zum Gnadenaltar voreilend, „zum letztenmale, heilige Gnadenmutter, zum letztenmale", das Reisegepäck in der Hand, weinend, schnell noch einen Abschiedsgruß bringend, eilig vor zum Gnadenaltar, dann zurück, das tränennasse Angesicht vor niemand verbergend.

Von deinem süßen Gnadenthron,
Maria, sieh an unser Sehnen
Nach dir und deinem lieben Sohn!
Wir müssen fort, uns ruft die
Pflicht!
Doch du, Maria, du verlaß uns
nicht!
Maria, Maria, nur du verlaß uns
nicht!

Wer das fühlen und erleben kann, hat wahrlich die größte Altöttinger Wallfahrtsgnade empfangen. „Du bist nicht erhört worden?" meinst du?

Um was hast du gebetet?

Um die Erfüllung deines — oder Gottes Willen?

Was ist mehr wert? Was ist wichtiger? Was muß unter allen Umständen in Erfüllung gehen?

Der heilige Wille Gottes!

Wer die Kraft erhält, diesen zu vollbringen, der wird heilig.

Glückseliger Bruder Konrad! Um das allein hast du immer gebetet, daß du den göttlichen Willen tun könntest, das war deine große Altöttinger Gnade.

Wenn die Leute, besonders in der sommerlichen Wallfahrtszeit, die hl. Kapelle dicht gedrängt füllten und vom Chor, während vorne die heilige Opferhandlung sich vollzog, die Violinen schluchzten und weinten, wenn in heiliger Begeisterung und flammender Andacht die ganze, stille, harrende Menge ein einziges großes gewaltiges Herz zu bilden schien, in dessen Mitte Christus weilte, dann betete Bruder Konrad, das Rosenkränzlein in der Hand, um so inniger:

Sie müssen fort, ach fort, sie
ruft die Pflicht;
Doch du, Maria, du verlaß sie
nicht! Verlaß sie nicht!

„Immer beten!"

In Passau, so wird erzählt, saß der junge Bauernbursche einst ermüdet vom langen Beten und

Fußwandern und Nüchternsein, auf einer einsamen Bank, um zu rasten, als ein junges, unbekanntes Mägdelein zu ihm kam. Dieses setzte sich zutraulich auf die gleiche Bank und begann zu plaudern. Was erwiderte der junge Mann? Er ließ seinen Rosenkranz sehen und sagte schlicht: „Tun wir miteinander den Rosenkranz beten.“ —

Ob die fremde Maid in ihrer Überraschung den Rosenkranz mitgebetet hat, weiß ich nicht.

Aber so war er.

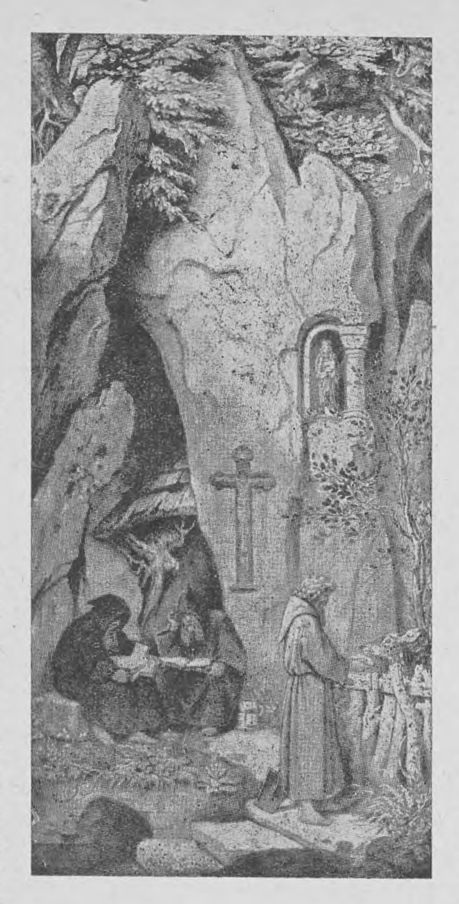
Auch später als Klosterpförtner schloß er seine kurzen Worte immer mit der Aufforderung zum Gebete. „Beten wir für einander!“ oder „beten wir viel“, pflegte er zu sagen.

Wenn er nach der Armenspeisung des Mittags ein Stündchen Erholung hatte, bestand seine Erholung darin, daß er entweder im Chor den Kreuzweg ging, oder im Garten auf- und abgehend den heißgeliebten Rosenkranz betete.

„Dein Beten sei ein Lied,“ pflegten in seiner Weise die Alten einander zu wünschen, indem sie meinten, jeder Mensch solle seine Eigenmelodie, die der Schöpfer ihm verliehen, eifrig pflegen, er soll dem Leben in die tiefe Seele schauen, und diese Seele ist der Wille Gottes. Wer aber sieht den Willen Gottes? Wer dringt überall durch die Oberfläche hinab bis in die Tiefe? Wer sieht frei und unbefangen die schönen großen Wirklichkeiten?

Bruder Konrad sah sie. Denn — er betete.

„Glücklicher Konrad,“ denkst du, „dessen Eigenmelodie der Rosenkranz ist!“ Aber wer, wie unser einer, einen regeren Geist besitzt, der mit Sturmesschnelle von einem großen Gedanken zum andern fliegt, der mit göttlichem Drang „immer Neues“ sucht und



wissensdurstig sich von einem Abgrund in den andern stürzt, der fühlt sich durch das ewige Ave Maria des Rosenkranzes nicht befriedigt.

Hast du ein schönes, wertvolles Kunstbild?

Das siehst du alle Tage an, nicht wahr, und findest, je öfter und länger du es tust, immer neue Schönheiten daran, weil es eben ein Kunstbild ist. Und wer, obwohl du ihn aufmerksam machst, die Schönheiten deines Bildes nicht sieht, sondern achtlos daran vorbeigeht, den hälst du für einen unverständigen Menschen.

So stand Bruder Konrads Seele immerfort vor seinen wundervollen Kunstbildern, den 15 Rosenkranzgeheimnissen, die der Heilige Geist selber als erster Künstler unserem Geist als einen Hochgenuß geschaffen hat. Tausend Schönheiten und neue Eindrücke gewann der fromme Bruder, so oft er andachtsvoll betrachtend vor diesen Geistesbildern stand, und während die Musik des Ave Maria wie ein sanftes Orchester durch seine Seele zitterte, ward sein Geist zu Gott emporgerissen.

Wer Eines denken und Eines lieben kann, das ist der Mensch der großen Seele.

Tag für Tag von Kindheit auf, hat Bruder Konrad unter den süßen Musikklängen des Ave Maria sich in die innerlichen Schönheiten Gottes versenkt und unter den aufreibendsten und zerstreuendsten Arbeiten seines beschwerlichen Amtes eine tiefe Seele bewahrt.

Und Bruder Konrads Gebetsdrang wurde immer stärker und ungestümer, je mehr allmählich die Jahre seine Gestalt zu Boden drückten. Der ernste, schweigsame Greis, dessen freundlich mildes Wort den Lebenden gegenüber so kurz abbrach, redete immer mehr mit Gott und mit den Seelen der Verewigten allein. Besorgte Mitbrüder meldeten dem Obern, daß Bruder Konrad viele Stunden der Nacht betend in der Gruft zubringe, ach ja, wo war er der Himmelspforte näher als dort, wo in strengem, großen Stillschweigen der Ewigkeitsnacht jene ruhten, die „angekommen“ waren?

Schon war Bruder Konrad über 75 Jahre alt.

Er sollte sich schonen, drängten die Mitbrüder und der Klosterarzt in ihn. Aber Bruder Konrad wurde lebhaft:

„O nein, das tue ich nicht. Ich will noch solange als möglich Verdienste sammeln.“

Am 18. April 1894 war er, obwohl schwer krank, schon um 3 Uhr morgens, wie gewöhnlich, aufgestanden und hatte um fünf

Uhr dem Pater Guardian Aloys in der hl. Kapelle ministriert. Dann war er an die Pforte zurückgekehrt und hatte alle Obliegenheiten eines Pförtners erfüllt an einem Tage, der sieben Pilgerzüge nach Altötting brachte.

Am Abend kam Bruder Konrad zum Pater Guardian.

„Pater Guardian," sagte er, „ich denke, daß ich jetzt nicht mehr kann."

Er vermochte sich vor Schwäche kaum zu halten.

„Der Pater Guardian erwiderte:

„Bruder Konrad, gehen Sie zu Bette, und ich meine, daß Sie sich in die sog. Muttergotteszelle begeben sollen, weil Sie die Muttergottes immer so gern gehabt haben."

Ganz freudig begab sich der Greis in diese Zelle, deren Eingang oben mit einem kleinen Muttergottesbild geschmückt war. Der rasch herbeigerufene Arzt konstatierte sofort die Todeskrankheit, und Bruder Konrad empfing mit größter Andacht die hl. Sterbesakramente. Tränen schimmerten in seinen Augen und mit dankbarem Gesichte küßte er Pater Guardian die Hand, indem er sagte: „Vergelt's Gott, Pater Guardian!"

Als am Abend des 21. April zweimal heftig die Pfortenglocke läutete, und der dienende Krankenpfleger, um einem anderen Kranken beizustehen, eben die Zelle verlassen hatte, raffte sich der sterbende Pförtner ein letztes Mal auf, um den Gehorsam zu tun. „Glücklich ist nur jener Kapuziner, der treu nach der Regel lebt," hatte Bruder Konrad zu sagen gepflegt, und so stand er auf, aber an der Türe brach er zusammen. Mitbrüder eilten herbei und brachten ihn in das Bett zurück. Schon rang er mit dem Tode. Ein Priester betete die Sterbegebete und bald darauf verschied er, ruhig, mit heiterem Angesichte, den Blick nach oben gerichtet. „Es geht in das Paradies," flüsterten die Umstehenden, „seht, er lächelt, und die Muttergottes muß ihm beigestanden sein."

Das war der letzte Tag des ehrwürdigen Diener Gottes Bruder Konrad, dessen begnadigtes Leben vom amtlichen Berichte in die kurzen Worte zusammengefaßt wird, mit denen wir schließen: „Im Leben des Dieners Gottes war ein Tag wie der andere, Gebet und Arbeit."

Teuere Leser! Noch leben Tausende Zeitgenossen, die Bruder Konrad gekannt und schon zu Lebzeiten als Heiligen verehrt haben. Es gereicht uns allen zur Freude und zu hoher Ehre, einen deutschen Landsmann als Fürbitter im Himmel zu haben. Zahlreich sind die wunderbaren Gebetserhörungen, die auf seine Anrufung geschehen, und seitdem die Reliquien des gottseligen Mannes am 14. Oktober 1912 in die alte St. Annakirche feierlich überführt worden sind, fehlten seinem verherrlichten Grabe weder Blumen und Kränze, noch die immer größer anwachsende Schar von dankbaren Verehrern, die an seinem geschmückten Grabe stehen und beten: Heiliger Bruder Konrad, bitte für uns!



Allerseelen in der Prärie

Einmal wirst du sterben. Nur einmal wirst du sterben. Du weißt nicht, wann du stirbst. Du stirbst eher, als du denkst. Denkst du nicht daran, so wirst du eben sterben, ohne daran zu denken. Wie dein Leben, geradso wird dein Tod sein. In einem Augenblick erlernt man kein Handwerk, das man nie geübt. In einem Augenblick verlernt man aber auch keines, das man immer ausgeübt. Nach dem Tode wirst du gerichtet. Nach dem Gericht bist du — gerettet oder verdammt.

P. Crasset, † 1692

Primin der Narr

von Mimi Eckmair-Freudenthaler

Primin war gerade kein großes Licht, aber in allem ein braves Kind. Seine Antwort war nicht immer die richtige, wenn er in der Schule um etwas gefragt wurde, aber wenn ihm der Lehrer mit viel Mühe und noch mehr Geduld die Sache auseinandersetzte, verstand es Primin, ihn so anzusehen, als habe er in seinem großen Kopf alles so behalten, wie es sein sollte, obgleich es auch nicht lange anhielt. Primin nahm in allem die Plagen seines kleinen Lebens geduldig auf sich, wie etwa den weiten Schulweg oder das Schelten des abgearbeiteten Vaters. Auch die Kopfnüsse der alten Magd nahm er hin, wie etwas, das zu diesem Dasein gehörte wie die Flöhe ins Bettstroh.

Als es endlich so weit war, daß auch Philippine, die Schwester, zur Schule ging, war er nicht froh, eine Gefährtin durch den morgendlichen Nebel zu haben. Es erwuchs ihm vielmehr die Sorge, die Schwester unbeschadet zu geleiten.

Am Ende des Waldes stand das Haus des Schinders, ganz in die Bäume geduckt, der die toten Tiere von den Höfen holte und dessen Ruf nicht der beste war. Primin wußte nicht genau, was die Leute von ihm redeten, weil sie nur flüsternd darüber sprachen. Nach all dem mußte es etwas Arges sein. Die beiden riesigen Schinderhunde liefen jeden Tag laut bellend hinterm Zaun hin und her.

Eines Tages geschah es, daß einer der Schinderhunde über den Zaun sprang. Philippine lief schreiend davon. Primin aber, der in seiner Bedächtigkeit gewohnt war, die Dinge, die unversehens sich begaben, bei sich zu ordnen, stand wie angenagelt und starrte auf den heranstürzenden Hund. Als der Hund ihn erreichte, warf er ihn zu Boden. Primin schlug mit dem Kopf auf einen Stein. Als der Schinder gelaufen kam, lag Primin wie tot auf dem Weg.

Primin lag viele Wochen auf den Tod krank in seiner Kammer. Als er wieder auf den Beinen war, vermochte er nicht mehr bis fünf zu zählen. Er hörte nicht auf seinen Namen und wenn er redete, verstand ihn keiner. Er trottete im Hof umher, knurrte wie der Hund an der Kette und jagte die Hühner wie dieser. Primin hatte den Verstand verloren, das konnte jeder sehen. Der Vater trug schwer daran und wurde noch mürrischer. Nur Philippine, der Primin auf Schritt und Tritt folgte, gewöhnte sich an den Zustand ihres Bruders, und bald wurde es so, daß Philippine ihn allenthalben beschützte. Wenn irgendwo etwas aus den Fugen gegangen war, schrie sie schon von weitem: „Aber der Primin hat's nicht getan." Was hin und wieder sogar stimmte. Sie brachte ihn bald so weit, daß er mit dem Vater aufs Feld ging und es mit der Zeit verstand, Furche um Furche mit dem Pflug auf dem Acker zu ziehen, das Gras zu mähen und mit den Pferden umzugehen. Wenn er heimkam und Philippine im Haus suchte, hatte sie jedesmal eine Freude für ihn bereit, etliche Birnen etwa, ein besonderes großes Stück Brot oder Käse in der Schüssel. Wenn Philippine, die inzwischen längst nicht mehr in die Schule gehen mußte, sonntags zur Kirche ins Dorf hinab ging, tappte Primin neben ihr her, manchmal ließ er sich wie ein Kind an der Hand führen und Philippine sah zornig

---

Die Taufe fürs ewige Leben

Wenn wir es recht besehen, ist die Letzte Ölung jenes Sakrament, in dem wir am stärksten mit dem Tod Christi verbunden werden, weil wir ihn erleiden nicht bloß im Symbol, sinnbildlich, wie in der Taufe, sondern physisch, am Leibe selber.

Was in der Taufe durch das Untertauchen unter das Wasser angedeutet wurde, nämlich das Sterben des alten Menschen, das vollzieht sich nun am Leibe des Menschen; und so ist die heilige Ölung gleichsam die letzte Vollendung der Taufe, ja, sie ist die Taufe für das ewige Leben.

Das ganze Leben des Christen ist eingerahmt von der Taufe, von der Wassertaufe der Wiedergeburt und der Öltaufe der Todesweihe. O daß doch einmal unser Sterben kraft der letzten Ölung dem Sterben Christi gleich würde; daß auch wir in dieser Ergebung sprechen könnten, so wie es uns die Kirche in ihrem Nachtgebet lehrt: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Rudolf Graber

nach den Leuten, weil sie lachten und mit ihrem Spott nicht kargten. In der Kirche mußte Primin auf der Männerseite sitzen und es dauerte lange, bis er dies begriff. Niemand wollte sich neben Primin setzen, nur Lukas, der Sohn des Simonbauern, machte es nichts aus. Zuweilen wartete er dann vor der Kirche auf Philippine und begleitete sie ein gutes Stück den Berg hinauf. Primin schaute finster nach Lukas, schnaubte böse durch die breite Nase und brummte. Einmal sagte Philippine: „Du sollst nicht mitgehen, Primin mag es nicht." Doch da sie es aussprach, wurde sie rot und griff vertraulicher als sonst zum Abschied nach Lukas' Hand, und so kam es, daß Lukas am anderen Sonntag wieder wartete. Auch auf den Hof kam er nun zuweilen. Zuerst sprach er zu um Saathafer, weil der von der rauhen Höhe besser gedeihe und dergleichen mehr. Bald kam er ohne Ausrede auf den Hof und jeder konnte sehen, warum dies geschah. Primin lief zu solchen Zeiten grollend in den Wald und der Vater, der dies besorgt beobachtete, riet Lukas, mit dem Heimgang nicht bis zur Finsternis zu warten, man könne nicht wissen, welche Gedanken Primin in seinem armen Kopf herumtrüge. Am Morgen war Primin aber wieder da und arbeitete wie alle Tage.

An einem kalten Wintermorgen, als sie mit den Rossen Holz aus dem Walde zogen, glitt der Bauer aus und kam unter die schweren Stämme zu liegen. Primin wollte nicht begreifen, daß der Vater tot war. Philippine watete gegen Abend zum Wald hinauf. Da lag der Vater kalt und steif im Schnee und Primin hockte halb erfroren neben ihm.

Lukas kam nun öfter auf den Hof als sonst, und der Tag der Hochzeit wurde bestimmt. Es mußte wieder ein Bauer da sein, der in allem nach dem Rechten sah.



Heimweh? Gott und Familie sind Heimat auch in der Fremde

Primin nahm nun am Tisch den Platz des Vaters ein und Lukas ließ es gut sein. Primin lief wieder öfter fort und kam auch in der Nacht nicht in seine Kammer. Er trieb sich in den Wäldern umher und scherte sich den Bart nicht mehr. Oft schlich er heimlich hinter Lukas her und diesen verdroß es mit der Zeit, immer auf der Hut vor Primin sein zu müssen, und er besprach des öfteren mit Philippine, ihn in eine Anstalt zu geben. Aber das war für den einsamen Hof so hoch am Berge doch eine arge Belastung. Das Anwesen ernährte wohl seine Leute, aber sonst blieb nicht viel übrig. Der Sommer ging hin mit diesen Erwägungen und als der tiefe Schnee über allem gebreitet lag, machte sich Lukas daran, eine Wiege zu zimmern.

Als das Kind da war, war Primin von der Wiege kaum wegzubringen. Er lief oft vom Stall weg in die Stube und vergaß das Vieh zu füttern. Als es warm wurde und die Fliegen kamen, nahm er sich nicht einmal Zeit, seine Suppe zu essen, er lief immer wieder zur Wiege, verjagte die Fliegen und sah zu, daß es dem kleinen Jakob auch sonst an nichts fehlte. Wenn Lukas das Kind auf den Arm hob, wurde Primin böse und betrachtete vom Vorhaus her voll Argwohn den Bauer.

„Habt acht auf ihn", sagte die alte Magd, „er hat seinen Prügel wieder aus der Hütte geholt."

Philippine schalt den Bruder oft und von ihr nahm er es hin, lief aber bald wieder von seiner Arbeit fort und beobachtete von weitem das Kind, mit dem Philippine unter dem Ebereschenbaum im Grase saß.

Als im Herbst die Beeren reiften, nahm Primin den kleinen Jakob immer öfter mit in den Wald und kam erst gegen den Abend zurück. Lukas schalt ihn deswegen und drohte Primin mit der Faust. Aus Primins Augen blitzte unverhüllter Haß und es sah für einen Augenblick aus, als wolle er Lukas geradewegs an den Hals springen, aber dann

duckte er sich und versteckte sich in den Hollerstauden. Am andern Morgen spielte Jakob am Brunnentrog. Als die alte Magd ihn später holen wollte, war er nicht mehr da und auch Primin war nirgends zu finden. Sie suchten den ganzen Tag nach den beiden und als der feuchte graue Septembernebel vom Kar herabkam und der Tag sich eher als sonst eindüsterte, schickte Lukas die weinende Philippine ins Haus und ging mit der Laterne in den Bergwald hinauf. Er rief allenthalben nach Jakob, aber es blieb still, nur die Tiere des Waldes flohen vor seiner Stimme. Auch in den Almhütten war Primin mit dem Kind nicht gesehen worden. Lukas nahm den Weg ins Kar. Es wuchsen nur mehr Legföhren. Er horchte auf. Jakob weinte irgendwo. Lukas hastete stolpernd über die Steine der kleinen Stimme zu. Der zage Schein seiner Laterne tastete durch den dichten Nebel. Als er zu etlichen Schirmtannen kam, die ihre zerzausten Äste breiteten und unter denen das Vieh bei Regenzeiten unterstand, fand er Jakob eng an Primin geduckt. Der Narr hatte das Kind fürsorglich in seinen Rock gewickelt und hockte frierend in der nebelfeuchten Nachtkälte.

Daheim sagte Lukas, daß es nun wohl genug sei der Nachsicht gegen Primin und er müsse nun in eine Anstalt.

So fuhren sie am anderen Tag in die Stadt. Lukas schickte Primin mit den Pferden zum Schmied ins Dorf und trug der alten Magd auf, auf das Kind zu achten. Der Arzt versprach gleich am nächsten Tag nach Primin zu schicken mit etlichen starken Männern. Es bedrückte Philippine, daß Primin mit Gewalt vom Hof gebracht werden sollte, wie ein ungebärdiges Stück Vieh aus dem Stall und sie sagte dies auch Lukas, aber er hob die Schultern, wie über eine Sache, der nicht anders zu begegnen war.

Auf dem Heimweg fiel Philippine die Angst wegen Jakob wieder an. Die Magd war alt und vergeßlich. Sie stiegen eilig bergan und als sie aus dem Wald kamen lag der Hof im frühherbstlichen Glanz des späten Tages. Es war so merkwürdig still. Die Magd war drüben auf dem Mohnacker und schnitt die dürren Mohnköpfe in ihre Schürze. Nirgends war das Kind zu sehen. Auch Primin war nicht da, aber die Pferde standen mit neuen Hufen im Stall. Ängstlich rief Philippine nach Jakob, aber es kam keine Antwort. „Es wird Zeit, daß Primin aus dem Haus kommt, nun siehst du es wohl ein", sagte Lukas zornig und aus seinen Worten war deutlich der Vorwurf zuhören, daß dies nicht schon längst geschehen war.

Als Philippine zum Ebereschenbaum hinters Haus lief, schrie sie auf. Durch die düsteren Kopfweiden leuchtete Primins blaues Hemd aus dem Wasser des tiefen Hausteiches. Da lag Primin ertrunken und hielt in der verkrampften Faust Jakobs Röckchen. Die Holzschuhe des Kindes schaukelten wie kleine Boote zwischen Schilfhalmen und Wasserpflanzen. Philippine schrie laut und verzweifelt nach Lukas. Als er begriff, was geschehen war, rannte er hinter die Strohhütte, um Stangen zu holen. Die Tür zur Graskammer stand offen und da lag Jakob schlafend auf dem frischgemähten Gras. Lukas hob das Kind auf den Arm, um es zur weinenden Philippine zu tragen. Als Jakob völlig wach geworden war, fragte er, ob Primin mit den Pferden schon da wäre. Es habe so lange gedauert. Er wäre beim Teich gewesen, um die Holzschuhe schwimmen zu lassen, und weil sie nicht mehr herzukommen wollten, habe er seinen Rock nach ihnen geworfen, aber sie seien noch weiter fortgeschwommen. Primin würde sie holen, wenn er es ihm sage.

So war das also gewesen. Primin war in seiner Angst um das Kind in den Teich gesprungen, als er das Röcklein im Wasser sah.

Philippine weinte in ihre Schürze, als sie Primin aus dem Teich zogen. Für sie war der Bruder gestorben, für den zu sorgen ihr der Vater aufgetragen hatte, und nicht Primin, der Narr, den am anderen Tage etliche starke Männer aus dem Haus hatten holen sollen, damit nicht ärgeres geschehe.

Jesus, ich bitte nicht. Ich warte still,
was Deine Hand mir geben will.
Mein Herr und Freund, was Du mir auch beschieden,
es kommt von Dir — es führt zu Deinem Frieden.
Ich hab gebetet und ich hab Dich gefragt,
nun wart' ich, daß Dein Mund mir Antwort sagt,
wenn Du versagst, so soll es mich nicht grämen,
wenn Du mir gibst, so will ich freudig nehmen.
Herr, führe mich, ich weiß, es geht zum Licht.
Dein Wille soll geschehen. Ich bitte nicht.

Josef Lukas

Aus der Katholischen Welt

Vatikan — Papst Pius XII. empfing Krebsspezialisten. In seiner Sommerresidenz Castel Gandolfo empfing Papst Pius XII. die Teilnehmer einer internationalen Konferenz von Krebsspezialisten in Rom. Der Papst betonte in einer Ansprache, daß er großen Anteil nehme an den Fortschritten der Krebsforschung, und wies darauf hin, daß durch die letzten Forschungen neue Hoffnung für die Bekämpfung dieser Krankheit gegeben sei. Er würdigte die langwierige und mühsame Arbeit der Krebsforscher, die auf einem Gebiet tätig seien, auf dem noch sehr viele Probleme geklärt werden müßten.

Das Kardinalkollegium setzt sich heute aus 21 italienischen und 40 nichtitalienischen Purpurträgern zusammen. Von den ausländischen Kardinälen ist der chilenische Kirchenfürst Caro Rodriguez der älteste. Er wurde im Juni 90 Jahre alt. Im Heiligen Kollegium sind zur Zeit 22 Nationen vertreten, darunter auch Sowjetrußland, nämlich durch Kardinal Agagianian, den Patriarchen der armenischen Katholiken. Kardinal Agagianian ist im armenischen Ordinariat des Kaukasus geboren. Der Erzbischof von Genua, Kardinal Siri, das nach Lebensjahren jüngste Mitglied des Kardinalskollegiums, beging vor einiger Zeit den 50. Geburtstag. Vor zehn Jahren wurde er zum Erzbischof von Genua ernannt. Dem Kardinalskollegium gehören heute 61 Mitglieder an. Von ihnen sind drei über 90 Jahre alt, zwölf haben das 80. Lebensjahr überschritten, 21 sind 70 bis 80 Jahre alt, 18 über 60 und sieben über 50 Jahre. Italien stellt den jüngsten und den ältesten Kardinal, nämlich Kardinal Siri und Kardinal Verde, der das 91. Lebensjahr überschritten hat.

Deutschland — Geistliche zurückgekehrt. Unter den 232 Umsiedlern aus den polnisch besetzten deutschen Ostgebieten, die am 17. August im Grenzdurchgangslager Friedland eintrafen, befanden sich erstmalig drei katholische Priester und seit fünf Monaten erstmalig wieder Ordensschwestern. Bei den Ordensschwestern handelt es sich um je eine Angehörige des Ordens der "Grauen Schwestern' aus Neiße, der "Armen Schulschwestern" und der "Marienschwestern" aus Breslau. Die Geistlichen waren am 7. Juni 1954 nach Oppeln bestellt worden und mußten von dem polnischen Generalvikar, sicher auf Anordnung der kommunistischen Regierung die Erklärung entgegennehmen, daß sie "nach Entscheidung der höchsten staatlichen und kirchlichen Stellen wegen Gefährdung des Verhältnisses zwischen Episkopat und Regierung zwangsweise amoviert" würden. Die Priester hatten ihre Pfarreien binnen zehn Tagen zu verlassen und sich jeder Kundgebung vor der Gemeinde zu enthalten. Sie durften nicht einmal Abschied nehmen, wenn ihnen "nichts schlimmeres" passieren sollte. Trotz Empörung ihrer Gemeinden und einiger Proteste, trotz der Entsendung einer Kommission von Priestern nach Warschau, wurde die Suspendierung nicht rückgängig gemacht. Als weitere Begründung für die Entfernung aus ihren Ämtern wurde den Priestern mitgeteilt, daß sie "entschiedene Deutsche" seien, ein "deutsches Haus führen" und "Kontakt mit dem Westen" hätten. "Alles übrige, was zu ihrer Amtsenthebung geführt habe, sei Staatsgeheimnis." Diese Bemerkungen waren für die Priester um so überraschender, als sie noch wenige Tage vorher Belobigungsschreiben für verdienstvolle priesterliche Tätigkeit bekommen hatten. Nach der Vertreibung aus ihren Gemeinden wurden die Priester in das Priesterhaus von Neiße eingewiesen. Jede seelsorgliche Tätigkeit wurde ihnen untersagt. Die polnischen Behörden erlaubten jetzt den Priestern und Ordensschwestern auf Antrag der in Westdeutschland lebenden Angehörigen die Ausreise. Die drei Priester gaben der Hoffnung Ausdruck, daß auch den weiteren im Neisser Priesterhaus verblieben 17 Pfarrern bald die Ausreise genehmigt bekämen.

Haiti — Zahlen sprechen Bei der Ankunft der ersten Oblaten in der Negerrepublik Haiti auf der westindischen Insel Haiti zählte die Diözese Les Cayes, zu deren Bischof am 30. September 1942 der Oblatenpater Ludwig Collignon vom Heiligen Stuhl bestellt worden war, bei einer Einwohnerzahl von rund 600,000 Seelen nur 33 bretonische Weltpriester. Auf einen Priester kamen also rund 19,000 Seelen. Als Bishof Collignon, der am 11. November 1942 von unserem unvergeßlichen Oblatenkardinal, Mgr Villeneuve, in Lowell die hohepriesterliche Weihe erhalten, im darauffolgenden Jahre von seinem Bistum Besitz ergriff, waren in seiner Begleitung 7 Oblatenpatres und 1 Oblatenbruder. Jedes weitere Jahr brachte neuen Oblatennachschub, so daß heute neben den Weltpriestern und in drei haitischen Diözesen 49 Oblatenpatres und 5 Oblatenbrüder in 13 Oblatenpfarreien wirken: Franko-Amerikaner, Kanadier, Haitianer, Belgier, Holländer und Franzosen, die alle der amerikanischen Oblatenprovinz von Lowell angehören, der die Generalverwaltung der Genossenschaft im Jahre 1947 Haiti als Patengebiet anvertraut hat. Besonders trostreich und versprechend ist, daß bereits 6 haitische Oblatenpatres in der Seelsorge tätig sind und daß sich 4 Oblatenkleriker und 2 Oblatennovizen auf das Priestertum und die Seelsorge in ihrer Heimat vorbereiten. Außerdem zählt die wachsende Oblatenfamilie auf Haiti 5 haitische Laienbrüder und unsere Missionsschule in Camp-Perrin 37 haitische Junioristen, die Oblaten werden wollen. Wer dächte da nicht an das Gleichnis vom Senfkörnlein, diesem "kleinsten unter allen Samenkörnern", das emporschießt und wächst und mit Gottes Segen zu einem großen, bergenden Baum wird!

Deutsche Bischöfe in Südafrika — Papst Pius XII. ernannte den Titularbischof von Claneus und bisherigen Apostolischen Vikar von Keetmanshoop, Msgr. Franz Esser, aus der Kongregation der Salesianer-Oblaten zum Bischof-Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge von Keimoes in der Südafrikanischen Union. Bischof Esser stammt aus Opladen (Erzdiözese Köln) und war vor seinem Studium Schreinergeselle. Er ist Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde. — der Hl. Vater ernannte ferner P. Eduard Joseph Schlotterbeck aus der gleichen Kongregation zum Titularbischof von Balanea und Apostolischen Vikar von Keetmanshoop in Südwestafrika.

Auswanderung 1955 — Im Jahre 1955 sind aus der Bundesrepublik insgesamt 48,567 Personen ausgewandert (1954: 61,614). Unter den Auswanderern befanden sich 43,730 Deutsche. 23,084 Auswanderer gingen nach den USA, 15,556 nach Kanada, 431 nach Brasilien, 219 nach Argentinien, 113 nach Chile, 6,588 nach Australien, 1,504 nach dem europäischen Ausland, 819 nach Afrika und 71 nach Asien.

Das grauenvollste Geheimnis

Dostojewski erzählt in seinem gewaltigen Roman „Die Brüder Karamasoff": Die Gottesmutter besuchte die Hölle, und der Erzengel Michael führt sie durch die Stätte der Qual. Sie sieht die Sünder und ihre Martern, sie schaut die unbeschreiblichen Peinen der Verdammten. Da fällt sie erschütternd und weinend vor dem Throne Gottes nieder und bittet um Begnadigung für alle, die in der Hölle sind, für alle, die sie dort gesehen hat, ohne Ausnahme. Sie läßt nicht ab mit inständigem Flehen. Und als Gott auf die von Nägeln durchbohrten Hände und Füße ihres Sohnes hinweist und sie fragt: „Wie kann ich denn seinen Peinigern verzeihen?", da ruft sie alle Heiligen und Märtyrer, alle Engel und Erzengel auf, gemeinsam mit ihr vor Gott niederzufallen und um die Begnadigung aller ohne Unterschied zu bitten. Schließlich kann Gottes Herz sich dem gemeinsamen Bitten nicht verschließen. Maria erreicht von Gott die Gnade, daß alljährlich in der Zeit vom Karfreitag bis Pfingsten die Qualen der Verdammten aufgehoben werden sollen.

Das ist leider nur eine fromme Legende. In Wirklichkeit ist es anders. Für die Verdammten gibt es keine Atempause ihrer Pein, keine Linderung ihrer Qual, keine Ferien von ihren Schmerzen. Die Hölle ist ewig.

Ewige Hölle! Von allem, was man über die Hölle Schauriges sagen kann, ist dies das Furchtbarste. Die Ewigkeit der Hölle ist das grauenvollste aller Geheimnisse. Es ist dies der größte Stein des Anstoßes für alle, die im Glauben nicht ganz fest verankert sind. Manche finden sich mit jeder Glaubenslehre ab; sie nehmen die Unfehlbarkeit des Papstes hin, sie beugen sich dem Dogma von der leiblichen Himmelfahrt Mariens. Aber gegen die Lehre von der Ewigkeit der Hölle sträubt sich ihr Herz. Für immer und ewig verdammt sein! Unabänderlich, unverbesserlich, hoffnungslos in ein Meer von Qual geworfen zu sein, immer und immer von Gott verstoßen zu bleiben — ewig die gleiche Verstocktheit, ewig die gleiche Qual, ewig die gleiche Aussichtslosigkeit — nein, so meinen sie, das ist unmöglich!

Von jeher haben sich die Gedanken der Menschen gegen die Lehre von der Ewigkeit der Hölle gesträubt. In ihrer Flucht vor diesem schreckenerregenden Geheimnis suchten sie nach rettenden Auswegen. Die einen sagten: Die Hölle ist nicht ewig; das Leben der Verdammten nimmt einmal ein Ende. Wahres bleibendes Leben gibt es nur in Gemeinschaft mit Gott, denn Gott ist der Quell allen Lebens. Trennung von Gott ist Tod. Die Menschen also, die ohne Gott leben, verfallen dem Tode. Immer mehr sterben in ihnen die göttlichen Lebenskeime ab, und sie erlöschen wie die Lampen, denen kein Öl zugeführt wird. Sie werden ausgelöscht, sie verfallen dem freudlosen und leidlosen Tode, dem ewigen Nichts. Es ist dies die Lehre von der annihilatio, der endlichen Vernichtung der Gottlosen.

Aber Gott vernichtet nichts von dem, was er geschaffen hat. Wenn Gott ein Menschendasein einmal schuf, dann ist es unter allen Umständen zu ewiger Fortdauer geschaffen. Daran ändert nichts die Tatsache, daß diese durch eigene Schuld eine ewige Fortdauer in Jammer und Qual sein kann. Die Lehre von der Vernichtung der Gottlosen verstößt gegen den Glauben an die Unsterblichkeit. Seelen, die von Gott geschaffen sind, Geist von Gottes Geist, Leben aus Gottes Leben, können nie mehr ganz vergehen.

Andere vertreten, um der Ewigkeit der Hölle zu entgehen, die Ansicht, auch für die Verworfenen werde ein Tag der Beseligung kommen, wenn auch erst nach vielem Leid. Nach einer gewissen Zeit werde eine Wiederherstellung (Apokatastasis) aller stattfinden. Alle werden schließlich ans Ziel, zu Gott kommen. Alle werden, wenn auch vielleicht nach sehr langen und sehr qualvollen Läuterungen, schließlich zur Reue, zur Umkehr, zum Glauben kommen und zur Anschauung Gottes und der Seligkeit des Himmels gelangen. Gewiß liegt in dieser Anschauung, deren namhafteste Vertreter der auf platonischen Vorstellungen fußende Origenes war, viel Bestechendes. (In der Gegenwart vertrat Papini in seinem von der Kirche verbotenen Buch „Il diavolo" die Meinung, daß der Teufel sich bekehren könne.) Welch ein wunderbarer Abschluß des göttlichen Schöpfungsplanes wäre dies! Durch alle Verirrung und Verwirrung, durch alle Sünde und Schuld wäre Gottes Heilsplan dennoch zum schließlichen vollen Sieg gelangt. Alle verirrten Schafe wären gefunden und heimgeführt. Alle verlorenen Söhne wären zurückgekehrt ins Vaterhaus. Es wäre ein Hirt und eine Herde. Welch ein beglückendes Wiederfinden wäre dies in der Seligkeit des Himmels! Die ganze Menschheit, vereint

Macht der Eifersucht

Von Daniela Krein

Auf einer Sohle, achthundert Meter tief, lagen zwei junge Bergleute in einem engen Stollen und hackten Kohle. Heute sprachen sie nicht, wie sonst, miteinander, ihre einstige Kameradschaft schien keine Geltung mehr zu haben. Hin und wieder warf Gert Koch einen haßerfüllten Blick auf Walter Rucknick. — Seit drei Tagen war das nun schon so zwischen ihnen; denn seit dem vergangenen Sonntag erblickte Gert in seinem früheren Freund einen Feind, den er nicht mehr sehen mochte. Hier, so tief unter Tag, wohin kein Sonnenlicht drang, schien Gerts Eifersucht erst recht stark aufzuglühen und sich die Rachegedanken hinter seiner Stirn immer mehr zusammenzuballen zu einem unheimlichen Überlegen.

Kein Gott und kein Himmel konnte von ihm verlangen, daß er Walter Rucknick noch mochte, nachdem er zusehen und zuhören mußte, wie ihm der Nebenbuhler das geliebte Mädchen abspenstig zu machen versuchte. Er selbst hatte ihn mit zu Ilse genommen, und wie schnell waren die beiden miteinander befreundet gewesen! Walter war lustiger als er, der eine solch ernste Kindheit und Jugend hinter sich hatte; Walter besaß Eltern und Geschwister, er war nicht in einem Waisenhaus aufgewachsen.

Jetzt schaute Walter ihn an. Lächelte er nicht spöttisch? — „Das ertrage ich nicht", dachte Gert.

Mußte er denn gerade mit ihm zusammen allein in diesem engen Stollen arbeiten? — Es war eine sehr gefährliche Arbeit, die sie verrichteten; wie leicht konnte sich das Hangende über ihnen lösen und sie unter sich begraben. — Das Hangende! Wenn es über Walter einstürzte, wäre er für immer von ihm befreit!

Von fernher war das Pochen und Hämmern der Kameraden zu vernehmen; Bohrhämmer surrten, „Hunde" rollten durch den Schacht, doch hier an dieser Stelle gab es keine Zeugen, wenn etwas geschehen würde. — Keine Zeugen?

Walter Rucknick schien nichts von den schlimmen Gedanken seines Kumpels zu merken. Daß Gert ihm böse war, ahnte er, aber genau so gut wußte er, daß der Freund keinen Grund zur Eifersucht hatte. Absichtlich ließ er Gert diese Qualen einige Tage lang verspüren, denn auch ihm gefiel das Mädchen Ilse recht gut, und ein wenig mißgönnte er sie Gert, dem sie zugeflogen war. Im Ernst konnte dieser doch gar nicht daran zweifeln, daß sie ihm treu blieb, — Untreue paßte nicht zu diesem Mädchen. Gert verdiente Ilse nicht, wenn er so mißtrauisch war und sie mit seiner dummen Eifersucht plagte. Darum sollte er Strafe dafür erleiden, auch heute

---

in der Verherrlichung Gottes durch alle Ewigkeit! Eine Harmonie, nicht auszudenken!

Aber so verlockend diese Lehre auch sein mag, sie steht nicht nur im schroffsten Widerspruch zur Heiligen Schrift, sie scheitert auch daran, daß es für die Verdammten eben keine Bekehrung, kein Heimkehren zu Gott geben kann. Der Endzustand, der mit dem Tode eingetreten ist, kann keine Änderung mehr erfahren. Die Sünde der Verdammten dauert endlos fort, darum muß auch die Strafe endlos dauernd sein. Die Ewigkeit der Sünde fordert mit Notwendigkeit die Ewigkeit der Hölle. Auf Erden gibt es für jedes Verbrechen noch die Möglichkeit einer Sühne. Der Bayernherzog Ludwig der Strenge hatte auf ein falsches Gerücht hin seine unschuldige Frau, Maria von Brabant, in Donauwörth enthaupten lassen. Als er seinen schrecklichen Irrtum erkannte, unternahm er in seinem Reueschmerz eine Pilgerfahrt nach Rom, um sich vom Papst eine Buße auferlegen zu lassen. Zur Sühne für seine übereilte Freveltat erbaute er das schöne Gotteshaus von Fürstenfeldbruck. In der Hölle kann man nicht mehr sühnen. Hier gibt es keine Möglichkeit mehr, Buße zu tun. Die Strafe ist unwiderruflich. Die Hölle ist ewig. Der menschliche Geist mag noch so sehr grübeln und nach Auswegen suchen: den Glauben an die Ewigkeit der Hölle, der wie ein mächtiger Felsblock am Wege liegt, kann er weder beiseite schieben noch umgehen. Er muß sich mit ihm abfinden; er ist zu fest verankert in der göttlichen Offenbarung. Alle menschlichen Abschwächungsversuche kommen an dem klaren Zeugnis der Heiligen Schrift nicht vorbei.

noch! Morgen würde er dem dummen Freund ein paar Worte ins Ohr flüstern, die alle seine Qualen zerstreuen würden, — ein paar Worte, die Ilse zu ihm über Gert gesagt hatte. „Ich habe Gert sehr gern, — wir werden glücklich sein.“ Ja, das war es, was ihn von seinem Groll — hoffentlich ein für allemal — befreien würde. Walter malte sich das erstaunende Gesicht des Freundes aus, das er zeigen würde, und wie sie ihre Freundschaft morgen wieder neu besiegeln würden.

Ein Lächeln spielte auf seinen Lippen, als Gert gerade zu ihm herüberschielte. „Verdammt, er verhöhnt mich tatsächlich!“, dachte Gert verbissen. Sollte er sich nicht auf Walter stürzen?

Doch, was war das? Kam ihm der Himmel zu Hilfe? — Das Hangende wankte gerade an jener Stelle, an der Walter arbeitete, während er sich in Sicherheit befand, wenn nicht dieser Bruch einen weiteren nach sich zog. Walter schien noch nichts von der Gefahr zu bemerken, — doch, jetzt! Jetzt blickte er auf,— wollte zur Seite springen, aber es war zu spät.

Mit einer solchen Gefahr mußten sie an dieser Arbeitsstelle immer rechnen; meist jedoch rieselte es nur leicht vom Hangende herab, so daß die Kohle sie nicht verletzte. — Jetzt aber lag Walter unter einer dicken Kohleschicht begraben, und wenn ihn niemand darunter hervorholte, würde er in einigen Minuten erstickt sein. Aus eigener Kraft konnte er sich nicht davon befreien, und ehe andere Kameraden das Unglück bemerkten, atmete Walter längst nicht mehr.

Ein zwei Sekunden stand Gert starr. Dann dröhnte in seinem Innern: „Mörder! Verbrecher!“

„Ich bin kein Mörder, der Himmel selbst hat hier entschieden!“ Hatte er das laut gesprochen?

„Mörder! Gotteslästerer! Verworfener!“

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. — Ein kurzes Zögern noch, dann begann er hastig zu arbeiten. Mit Hacke und Schippe schaffte er vorsichtig die obere Kohle fort, zuletzt nahm er seine Hände zu Hilfe. Blut quoll unter seinen Nägeln hervor, aber er achtete es nicht. Beide waren sie jetzt in Lebensgefahr, auch er; denn es rieselte weiter von oben herab, und jeden Augenblick konnten neue Kohlenmassen niederstürzen, aber Gert wußte, daß er den Kameraden hier nicht liegenlassen konnte, dem sicheren Tode preisgegeben. Ob Freund oder Feind, das blieb sich in dieser Stunde gleich.

Endlich hatte er ihn von seiner Last befreit. — War das Leben nicht schon entflohen? — Doch nein, Walter lebte, er war nur verletzt.

Behutsam schleppte er ihn aus der Gefahrenzone, als der Steiger kam, — gerade zur rechten Zeit um schnelle Hilfe herbeizurufen.

Walter Rucknick wurde zum Krankenhaus gefahren, er hatte Verletzungen an Kopf und Rücken abbekommen, aber es bestand keine Lebensgefahr für ihn. —

Gert Koch saß an diesem Abend noch lange in seiner Logierstube und grübelte. Seine Eifersucht flackerte wieder auf. — Hätte er Walter etwas länger unter dem Kohlenberg liegengelassen, lebte er jetzt nicht mehr, dann wäre er von diesem Nebenbuhler befreit. Aber er hatte es nicht über sich gebracht, ihn sterben zu lassen, er hatte kein Mörder werden können.

Gedankenverloren blätterte er in einem Buch, das ihm jemand geliehen hatte. „Die höchste sittliche Kraft liegt im Verzeihen“, las er zufällig. — Hatte er dies nicht schon als Kind gehört? Immer hatte er mit seiner Eifersucht zu ringen gehabt, und, obgleich

Elisabeth

Einst Landgräfin von Thüringen, in einem Fürstenschloß wohnend in innigster Herzensgemeinschaft mit ihrem Gemahl, glückliche Mutter dreier Kinder. Ein Leben voll Ehre und Ansehen, voll Freude und Liebe.

Und dann Schlag auf Schlag: Ludwig stirbt fern von ihr, von Haß verfolgt muß sie die Burg verlassen, bei grimmiger Winterkälte wandert sie hinaus in die Nacht.

Zur Heimatlosen, Geächteten ist sie geworden, kostet die denkbarste Armut; selbst auf ihre Kinder muß sie verzichten, alles wird ihr genommen, nichts mehr nennt sie ihr eigen. Arm ist sie wie Christus am Kreuz, gesättigt wie er mit Schmach und Hohn.

Und Elisabeth? In der Stunde ihrer tiefsten Erniedrigung läßt sie die Mönche zu Eisenach das Te Deum anstimmen, kniet selber in tiefer Demut an den Stufen des Altares nieder und dankt dem Herrn für das unverdiente Gnadengeschenk solcher Armut! Dann geht sie hin und tut Undankbaren Gutes.

Annette di Rocca

die Schwestern im Waisenhaus sich alle Mühe gaben, sie ihm auszutreiben, war es ihnen nicht gelungen. Trotz seiner Einsamkeit hielt er sich hoch und durfte nicht jetzt noch verludern.

Wie glücklich war er gewesen, als er das Mädchen Ilse kennenlernte und bemerkte, daß sie ihn gern sah. — Am vergangenen Sonntag war ihm dieses Glück zerschlagen worden, als Walter und Ilse so fröhlich miteinander gelacht hatten. Walter wußte Witze zu erzählen, und Ilse hatte sich daran gefreut. Es waren saubere Witze gewesen, sonst hätte Ilse sie sich bestimmt verbeten, aber sie hatte Gefallen daran gefunden. Ihr Lachen war ihm als Vorwurf vorgekommen; denn er konnte nicht so unbeschwert fröhlich sein wie Walter.

Sein Herz zog sich in dem Gedanken, Ilse zu verlieren, zusammen. Sie hätte ihm endlich eine Heimat gegeben, — er war ja so lange heimatlos gewesen. Aber er liebte Ilse selbstlos und wünschte, daß sie glücklich würde; sie durfte nicht an seiner Seite unglücklich werden, das zu tragen, wäre weit schlimmer, als sie an einen anderen zu verlieren.

Ja eher sollte sie noch mit Walter Rucknick glücklich werden als unglücklich mit ihm.

Gert Koch kämpfte einen schweren Kampf, ehe er sich aufmachte und zu Ilse ging. Sie wohnte bei ihren Eltern und ging tagsüber zum Geschäft. „Sag, Ilse, hast du Walter Rucknik gern?" fragte er sie.

Verständnislos blickte ihn das Mädchen an; Gert hielt es für Verlegenheit. „Er ist heute unters Hangende geraten, aber ich habe ihn herausgeschaufelt, zwar verletzt, aber nicht so gefährlich, daß er daran sterben wird. — Ich konnte ihn nicht vor die Hunde gehen lassen . . . Werde glücklich mit ihm . . ."

Das Mädchen erschrack, es hatte noch nichts von dem Unglücksfall erfahren, aber das trat zurück vor dem, was Gert sonst noch gesagt hatte. „Was habe ich dir eigentlich getan, daß du so zu mir sprichst?" fragte sie, während ihr die Tränen kamen. „Natürlich tut Walter mir leid, er wird Schmerzen haben, aber wir haben weiter nichts miteinander zu tun, als daß er dein Freund ist."

Nun war es an Gert, verständnislos dreinzuschauen. Erst allmählich begriff er, was Ilse da gesagt hatte. Unter dem Gedanken, daß seine Eifersucht ihn beinahe zum Mörder gemacht hatte, brach er fast zusammen. „Ilse, was mußt du von mir denken", stammelte er schließlich.

„Daß du dich selbst am meisten mit deiner Eifersucht quälst und dich in dieser Hinsicht gewaltig bessern mußt!"

Trotzdem legte sie vertrauensvoll ihre Hand in die seine, als sie zusammen Walter im Krankenhaus besuchten. Jungenhaft harmlos lachte dieser den Freund aus, weil es ihm gelungen war, ihn anzuführen, ohne zu ahnen, in welche Gefahr er sich und Gert dadurch gebracht hatte, und ohne zu wissen, welchen Sieg dieser über sich errungen hatte.

Lob der Gottemutter aus dem Munde Luthers

Wer sich an die Proteste evangelischer Christen in neuerer Zeit gegen die katholische Verehrung der Mutter Jesu erinnert, wird nicht vermuten, daß der Urheber ihres Bekenntnisses, Martin Luther, selbst nach seinem Bruch mit der Mutterkirche noch warme Worte für Maria fand.

Dennoch ist es so. Bis zu seinem Tode hat Luther zu ihren Festen über Maria gepredigt; und wohl sechzig solcher Predigten sind auf uns gekommen. Eine dieser Predigten, aus dem Jahre 1522, zehn Jahre nach seinem Ausschluß aus der Kirche, enthält die kühnen Worte:

„Es wäre billig gewesen, daß man ihr einen goldenen Wagen bestellt hätte, sie mit viertausend Pferden hätte geholt, wohlgerüstet und gesungen: Hie fahrt die Frau über alle Weiber allen menschlichen Geschlechtes. Es sollten billig alle Berge gehüpft und getanzt haben."

Daß sie Gottesmutter wurde, macht auch für Luther Mariens ganze Würde aus. „Denn daraus folget alle Ehre, alle Seligkeit, und daß sie im ganzen menschlichen Geschlecht eine einzigartige Person ist über alle, der niemand gleich ist, daß sie mit dem himmlischen Vater ein Kind, und ein solches Kind hat. Und sie selbst kann ihm (dieser Auszeichnung) keinen Namen geben vor überschwänglicher Größe, und muß es lassen bleiben dabei, daß sie heraus brünstet und schäumt, es seien große Dinge, die nicht auszureden seien noch zu messen. Darum, in einem Wort, hat man alle ihre Ehre begriffen, so man sie Gottes Mutter nennt; kann niemand Größeres von ihr noch sagen, wenn er gleich soviel Zungen hätte, als Laub und Gras, Sterne am Himmel und Sand im Meere ist. Es will auch mit Herzen bedacht sein, was das sei, Gottes Mutter sein."

P. Köster SAC.

Auswanderer Seelsorge

Se. Eminenz Kardinal Adeodato Giovanni Piazza besuchte die Bundesrepublik. Kardinal Piazza ist der Sekretär (Präsident) der Konsistorialkongregation der Heiligen Kirche. Diese Kongregation, die mit Aufgaben der innerkirchlichen Verwaltung betraut ist, hat Papst Pius XII. mit der Leitung der muttersprachigen Seelsorge in der Welt, die weitgehend Auswandererseelsorge ist, beauftrat. Für diesen besonderen Zweig weltumspannenden apostolischen Wirkens hat der Heilige Vater der Konsistorialkongregatiion einen Obersten Rat beigegeben. Kardinal Piazza ist also nach dem Papste der vornehmste Repräsentant der katholischen Auslandseelsorge überhaupt.

Der hohe Gast hat — das dürfen wir mit Dankbarkeit feststellen — dem Katholischen Auslandssekretariat von Anfang an volles Verständnis und intensive Förderung angedeihen lassen. Als ihn Se. Eminenz Kardinal Frings am 5. März 1956 von der Gründung des Katholischen Auslandssekretariates für die Angelegenheiten seelsorglicher Betreuung deutscher-Auswanderer in Kenntnis setzte, antwortete Kardinal Piazza in einem Schreiben: „Ich beeile mich, Ew. Eminenz zu versichern, daß diese Heilige Kongregation mit lebhaftem Wohlgefallen von der Initiative Ew. Eminenz und des dortigen Episkopates Kenntnis genommen hat, und daß sie gerne dem genannten Sekretariat für Informationen und Richtlinien, die gegebenenfalls für seine Tätigkeit von Wichtigkeit sein können, zur Verfügung steht. Besonders begrüßt wurde auch die Wahl des Direktors in der Person des Hochw. A. Büttner, der bereits durch dieses Heilige Tribunal zum Mitglied des Höchsten Auswanderungsrates ernannt wurde. Indem ich indessen meine besten Wünsche ausspreche, auf daß das Werk der religiösen Betreuung der deutschen Auswanderer, das sich unter der hohen Schutzherrschaft von Ew. Eminenz entwickelte, sich immer mehr entfalte und reichlich gute Früchte trage . . .“

Der Besuch Kardinal Piazzas in der Bundesrepublik gilt in erster Linie der fremdsprachigen Seelsorge in der Bundesrepublik. Der hohe Gast wird sich informieren, in welcher Weise für die seelsorglichen Bedürfnisse der zahlreichen katholischen Italiener, Engländer, Spanier, Slawen, Skandinavier, Nord- und Südamerikaner usw. gesorgt ist, die sich in Ausübung ihres Berufes sowie als Auswanderer oder Flüchtlinge in der Bundesrepublik aufhalten. Daneben wird

Das stille Tor

Inschrift über einem alten Friedhoftor.

„Hier schweigen
Die Klagen.
Hier weichen
Die Plagen,
Die Schmerzen
Der Herzen;
Denn alle erfasset der Tod,
Befreiend von jeglicher Not.
Es kommt der von Kummer und Leiden Gedrückte,
Auch der von irdischer Liebe Beglückte;
Doch alle erscheinen hier gleich als Leiche:
Der König, der Bettler, der Arme, der Reiche.
Die Großen,
Die Kleinen,
Die Groben,
Die Feinen.
Hier werden
Auf Erden
Sie Brüder.
Und Würden
Wie Bürden
Hier sinken
Sie nieder.
So manche,
Die kamen,
Wo sind sie
Mit Namen?
Hier zeigen
So eigen
Verwitterte Steine
Nur bleiche Totengebeine.
Auf alle nun harret das große Gericht,
Wo Christus, der Herr, das Urteil spricht.
Ewig die Seel', die dem Himmel abstammt,
Und glücklich, die Gottes Liebe entflammt.
Sie erbet dort oben im Himmel verschönt
Den Lohn, der dorten die Seligen krönt.
Lebt wohl denn, Geliebte, in himmlischen Höhen
Auf ewig ein seliges Wiedersehen.“

Bomberg

Die Ruhe der Ewigen Frau

zum 1. November

Was ist das für eine unruhige Zeit, in der wir leben! Die Arbeit hetzt. Der Verkehr jagt. Die Reklame schreit. Der Rundfunk singt und tönt, politisiert und reportiert, walzert und jazzt auf hundert Wellen Tag und Nacht. Amt und Geschäft treiben, sorgen, treten, drücken, drängen. Selbst der Kampf um den Ferientermin bleibt uns oft nicht erspart.

Wann kommen wir endlich zur Ruhe? Kennen wir das noch: Ruhe? Was sie bedeutet? Für die Seele und durch sie für den Leib des ganzen Menschen? Und doch sind Stille und Besinnung die Quellkraft echten Menschentums, wahrer Christlichkeit.

In Italien, vor allem in Rom, der ewigen Stadt, gibt es eine Geflogenheit, sie trägt den Namen: „Ferragosto". Gemeint ist die völlige Arbeitsruhe im heißen Hochsommer, zwei Tage lang, am 14. und 15. August. Da läßt sich niemand aus „seiner Ruhe bringen". Ist es nur die römische Hitze, die diese Gewohnheit aufkommen ließ? Mag sein, daß sie mitspielte. Aber wir müßten nicht im klassischen Land der Madonna sein, um nicht an einen anderen Grund zu denken: an Maria, deren Fest der ewigen Ruhe die Christenheit am 15. August überall begeht.

Es sind Momente der natürlichen Geborgenheit im Mütterlichen der christlichen Marienverehrung eingeschlossen. Die Stille, mit der diese Frau, die Ewige Frau, über die Erde ging, hat etwas Bezauberndes und Besänftigendes. Wir Menschen lassen gern die Hochbilder der großen Vorfahren auf uns einwirken, sofern wir noch für Edles und Hohes empfänglich sind. Warum soll uns das Bild der Gottesmutter Maria, hocherhaben wie das keiner anderen Frau, die je über diese Erde ging, in seiner getreuen Geschichtlichkeit aufleuchtend in den Evangelien, nicht wenigstens für einen Tag in seinen Bann ziehen?

Sie ist über alle Menschlichkeit und Geschichtlichkeit hinaus in das große Geheimnis der Menschheitsberuhigung hineingenommen, da sie die Mutter unseres Erlösers wurde, der uns die Freiheit von aller Angst gebracht und in die festgefügte Unverrückbarkeit seiner Liebe hineinvollendet hat, die allem irdischen Dasein Sinn, Kraft, Halt und Freude verleiht.

Wie ruhig das Mädchen Maria seines Weges ging, trotz Arbeit und Pflicht, die auch seiner harrten. Und was für Pflichten waren dies! Voll Weltverantwortung, wie sie seither keinem Menschen je abverlangt wurden! Wie still Maria neben dem Erlöser die verborgenen Lebensjahre lebt und die harten Arbeitsjahre mitwandert! Wie ruhig und schweigend, aus der Fülle gläubigen Herzens, sie die weltwendende Schicksalsstunde des Erlösers auf Golgatha mit vollzieht. Fast schweigend ging sie durchs Leben, und die sieben Worte, die uns von ihr im Evangelium überliefert sind, sind wie lautlos perlender Morgentau, der unversehens über den Feldern unseres Lebens liegt.

Sie hat teil an der ewigen Ruhe des Herrn, die aus seinem innersten Wesen quoll. So hat er sie auch in die Vollendung hineingenommen, ehe die Tage dieser Erde zu Ende sind; sie ist die Aufgenommene in den Himmel ihrem ganzen leibseelischen Wesen nach; das ist Mariä Himmelfahrt. In der Ruhe Gottes ist sie, die höchste Tätigkeit und lebendigstes Leben ist. „Wir werden ruhen, wir werden schauen, wir werden lieben, wir werden selig sein . . . ohne Ende", so spricht St. Augustinus vom Himmel, so schließt er sein großes Werk über die „Stadt Gottes".

Die „Stadt Gottes" leuchtet in die „Stadt dieser Welt" hinein. Die Königin der Stadt Gottes ist der milde Glanz, der unser Leben ordnet, besänftigt, verklärt, beruhigt und mit friedvollem Sinn erfüllt: so zu leben, daß wir inmitten der Wechselhaftigkeit dieses Daseins das Ewige nicht verlieren.

---

gleichfalls Gelegenheit geboten sein, die Anliegen der deutschsprachigen Seelsorge im Ausland eingehend zu erörtern. Kardinal Piazza, der auch an dem Katholikentag in Köln teilnahm, unterstreicht mit seinem Besuch die Bedeutung der muttersprachigen Seelsorge für jene, die aus irgendwelchen Gründen gezwungen sind, fern der Heimat zu leben und zu wirken.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Rasch trat sie in die Stube zurück. Das Kind eng an sich gepreßt, kniete sie auf den Boden nieder. Sie wußte nicht, was sie in der Angst ihres Herzens sprach. Inbrünstig wie nie im Leben war ihr Gebet:

„Herrgott, bewahre ihn! In diesem Unheil bewahre ihn! Bewahre Haus und Hof und die Kinder! Bewahre ihn! . . . Versöhnt ist, was unrecht an ihm war . . . Bewahre ihn . . . !"

*

Ins Tschoital hinauf stürmte der Fioller. Nun klang das Rollen der gewaltigen Mure näher, ganz nahe.

Er wußte, was es bedeutete.

Blitzschnell überlegte er die Lage. Ein ungeheurer Wolkenbruch war im Surlay niedergegangen, hatte die enge Austrittsschlucht des Tschoibaches verschüttet, und dieser war nun ausgebrochen. Das Unglück wälzte hernieder, unaufhaltsam, Fioll lag im Ausbruchgebiet des unbändigen Tschoi. Felder Wiesen, Obstanger, Weingarten, alles stand in Gefahr. Haus und Hof nicht, die waren auf dem Hügel.

„Ins Surlay, man muß den Tschoi abwehren; wenn er in unsere oberen Felder bricht, ist alles verloren", schrie der Bauer den Männern zu.

Der Sturm riß ihm das Wort vom Munde. Anselm, Lukas, die Knechte vermochten ihm kaum zu folgen.

Und Christoph?

Was der Vater befahl, Anselm wußte es immer doppelt hart weiterzugeben. Voll des Zornes war er in die Dachkammer gesprungen, hatte ihm die Geige aus der Hand geschlagen und ins Gesicht geschrien: „Mit hinaus sollst du kommen, Narr Gottes, du!"

Ach, vielleicht war Christoph der einzige unter allen, der sich in dieser Stunde nicht fürchtete! Er hob die Geige, Felmas' Erbe, auf, prüfte die Saiten — nichts war geschehen — und legte sie sorgsam in den Kasten. Nun trat er vor das Haus. Welche Nacht! Welch ein Aufruhr! Welch göttliche Gewalt wurde offenbar in dieser Stunde!

Purpurne Finsternis umfing ihn. Ströme rauschten ihm zu Häupten, ihm zu Füßen. Keine Erde mehr, kein Himmel, das ungestaltete Chaos nur.

Die Worte, die ihm einst die Mutter gesprochen, rief er in das Dunkel hinein: „Im Anfange . . . war E r allein . . . von ewig her . . . und was Er schuf: Fioll . . ."

Wie Posaunenstöße der Schöpfung rollten die Donner durch die Nacht.

Auf flammten die Blitze.

Da sanken die Mauern der Finsternis vor ihm nieder. Die Erde fühlte er zu seinen Füßen wieder. Das Gewölbe des Himmels über seinem Haupte. Mit Donnerstimme sprach der Herr: „Du, Erde, stehe fest! Du, Himmel, rage auf und trage!"

Ohne Ende rauschten die Wasser nieder, als wäre das Fließende noch nicht vom Festen geschieden. Was wollten Menschen, wenn Gott sichtbar wurde? Von neuem begann Gott sein Werk. Nieder schlug er, was bisher gewesen. Eine neue Welt! Ein anderes, besseres Fioll!

Armselig schwankten ihre Lichter durch die ungeheure Finsternis. Das Rollen aber klang nun übermächtig. Es erfüllte die Luft, die Erde, alles, mächtiger als der Sturm.

Der Fioller, auf dem vordersten Rand des Wildbaches stehend, nahm einem der Knechte die Fackel aus der Hand und leuchtete in die tosende Flut.

Lärchen, die der Wildbach entwurzelt und in den Strudel gerissen hatte, waren von Fels zu Fels verklemmt. Die nachdrängenden Stämme verfingen sich in diesem wilden Geäst. Strauchwerk, wie es der Wolkenbruch vom Boden löste, Rasen und Trümmer, stauten vollends den Bach. Das ganze Bachbett war eine graue, schlammige Flut. Doch ohne Unterlaß drängten die Wasser nach, immer wilder und immer mehr.

„Der Tschoi hat sich gestaut!" riefen die Männer einander zu.

„Den Stau müssen wir brechen!" brüllte der Fioller.

Noch hatte er nicht zu Ende gesprochen, als der große steile Hang, der unter dem Surlay lag, in Bewegung geriet. Eine schwarze, quellende Masse drängte an den Felsen vorbei hinab in die Flut. Der Fioller wußte, was dies bedeutete. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick; denn brach der Stau zu spät, so stürmte die Flut über die Felder und zerstörte Fioll. Er sprang an das Ufer zurück, um eine Stelle zu finden, von der aus man den Stau lösen konnte.

Unmöglich schien es, denn auch unterhalb des Staues schossen Wasser heran und drängten den tosenden Bach über die Ufer.

Der Fioller hieß die Knechte mit den Fackeln hart an den Stau herantreten. Dann faßten sie alle die Hakenstangen und stießen sie mit aller Wucht gegen das verstaute Holz im wilden Wasser. Der Fioller versuchte, die unterste der Lärchen zu erreichen, die mit ihren Wurzeln und Ästen den Kern des Staues bildete. Doch die Stange war zu kurz. Es galt, näher an den Stau heranzukommen.

Da sprang eine Gestalt aus der Nacht vor, und eine Stimme rief: „Das Schaf! Seht ihr es nicht? So helft!"

Der Fioller riß den Kopf herum. Im Stau — nun sah er es! — der helle Fleck! Eines der Schafe, wie sie, halb verwildert vom Sommer her, noch auf den Almen weideten, war wohl von der Flut überrascht und von den tobenden Wassern mitgerissen worden. Nun hing es unbeweglich im Gestrüpp des Staus.

Und nun erkannten sie Christoph, wie er auf dem Felsen stand.

Da schrie der Fioller ihm zu: „Längst ist es tot! Zurück, du da oben!"

Christoph aber stand mitten im wilden Aufruhr. Er sah allein die hilflose Kreatur und versuchte, den Felsen niederzusteigen.

Wieder schlug der Befehl des Vaters an sein Ohr: „Zurück, Christoph! Zurück!"

Doch lauter noch klang in ihm der andere Ruf, der Anruf des geängstigten Tieres.

Mit jenem sicheren Instinkt, der ihm eigen war, griff er nach einem hochgereckten Ast, fand Halt und sprang auf die tosenden Wasser und Schlamm schwankenden Stämme nieder. Jetzt erreichte er das Jungschaf. Mit sicherem Griff löste er es aus der Verschlingung und wollte es zu sich emporreißen.

Plötzlich aber, niemand wußte später zu sagen, wie es im einzelnen geschehen war, ob wirklich Christoph im Sprunge die große Lärche, die den Stau hielt, zur Seite gestoßen hatte — denn nicht die Fülle der Kraft entscheidet in solcher Lage, vielmehr die Art, wie sie angesetzt wird — oder ob die Massen von selbst sich lösten.

„Der Stau!" schrie der Fioller voll Entsetzen, „Christoph, der Stau!"

Christoph aber hielt das Tier umklammert.

Da begann sich der Stau zu bewegen. Langsam erst, wie gewaltige Arme schwenkten die Äste, die Wurzeln herum. Dann hoben sich die Stämme und rückten auseinander. Die ersten rollten fort.

Christoph geriet mitten in den wilden Knäuel hinein.

„Haltet fest!" rief der Fioller seinen Leuten zu und sprang einen langen Baumstamm umklammernd, in die Flut. Bis an die Brust reichte ihm das Wasser und suchte ihn abzutreiben. Doch er stand.

Christoph trieb mit dem sich überschlagenden Stamm abwärts, die Flut hatte ihm das Tier entrissen. Die Arme hochgeworfen, versank er in den Massen. Doch der Stamm riß ihn wieder nach oben.

In diesem Augenblick faßte der Fioller zu. An der Schulter konnte er Christoph fassen, riß ihn mit aller Wucht zu sich heran und hob den Körper aus der Flut. Lukas und Anselm griffen zu, ebenfalls die Knechte. Da lag Christoph am Ufer.

Im gleichen Augenblick aber, als der Fioller nach der Stange greifen wollte, um selbst das Ufer wieder zu gewinnen — was schrie da Lukas? Der Fioller konnte es im Toben der Flut nicht hören! Ein Baum, eine mächtige Lärche, war plötzlich über ihm, Wurzeln nur sah er, wirres Geäst! Es hielt ihn gefangen, stieß ihn zurück in die Flut.

Lukas wollte dem Vater die Stange reichen. Doch die Flut riß sie ihm aus den Händen. Mit Anselm rasten Lukas und die Knechte das Ufer hinab, um einen Vorsprung zu gewinnen und tiefer unten dem Vater zu helfen.

Im Lärchenwald, wo der Tschoi wieder eine Schlucht bildet, hofften sie, daß sich der Stau verzögere. Sie standen mit den anderen bebend vor Erregung am Ufer, die beiden Brüder. Wie glichen sie einander in dieser Stunde! Da trieben schon die Stämme vorbei. Mitten in ihrem Gewirr erblickten sie den Vater. Dank dem Himmel! Er sah sie stehen, er streckte ihnen die Arme entgegen! Er lebte! lebte!

Ohne sich zu besinnen, sprang Lukas, ein Seilstück des Bruders fassend, in die Flut und warf sich dem Vater entgegen.

Zwei Jungknechte, bärenstark und kühn, sprangen weiter nach unten in die Flut, um den Fioller zu fangen, doch konnten sie sich selbst kaum halten; bis zum Kopf im Wasser, hingen sie an einem Baumstamm, von den andern sogleich gefaßt und herausgerissen. Doch Lukas hatte glücklich des Vaters Arm erhascht. Mit eisernem Griff krampfte er die Finger zusammen, schob seinen Arm unter den des Vaters und hielt, es galt alles, es galt den Vater.

„Halt fest, Anselm, haltet das Seil!" brüllte er heiser durch das Rollen und Tosen hinauf. Blitze fuhren nieder und erleuchteten das schaurige Bild. Hart hielt Lukas den Arm des Vaters umklammert. Nun suchte er Halt im Boden, glitt aus. Das Wasser schlug über ihm zusammen. Doch schon faßte er sich wieder. Da war auch Anselm jetzt und die anderen. Vereint zogen sie den Vater an das Ufer.

„Vater", schrie Lukas und kniete neben ihm nieder, „du lebst, Gott sei es gedankt!" Anselm kniete daneben und half Lukas, der dem Vater die Arme erst über die Brust preßte und dann wieder hochhob, um den Atem zu befreien. Das Tosen des wilden Tschoi, der Regen und das Donnern hatten nicht nachgelassen.

Der Fioller stöhnte. Ein Stamm mußte ihn im Abwärtstreiben schwer getroffen haben, denn Blut quoll ihm aus dem Munde, ein schwarzer Strahl. Sein Haupt lag auf einem Kissen aus nasser Erde. Lukas zog seinen Rock aus und schob ihn unter das Haupt des Vaters, der auf der Erde von Fioll lag und nur leicht den Kopf neigen konnte. Als er die Augen öffnete, sagte er:

„Helft der Mutter!"

„Ja, Vater", sagte Lukas.

Lukas blickte zu den anderen und schickte sie zum Wildbach hinüber, Anselm blieb da, Christoph sollten sie rufen, sagte er zu den Knechten.

Dann blickte Lukas in die schwarze Nacht hinauf und betete zum Himmel um einen einzigen freien Atemzug für den Vater, aber während er betete, wußte er schon, daß Gott es anders beschlossen hatte mit ihnen. Wie gerne hätte er versucht, dem armen Vater zu helfen, ihm die nassen Haare, die an der Stirn klebten, zurückzustreichen, oder das sickernde Blut vom Munde weggewischt, doch hatte er Angst, ihm mit seinen lehmigen, zerrissenen Händen weh zu tun. Anselm kniete im flackernden Fackellicht mit zusammengekniffenen Zähnen; er schaute nur den Vater an, den Vater, der ihn alles gelehrt hatte auf Fioll, den Vater, aus dessen halb gebrochenen Augen ein letztes Lächeln kam, ohne Furcht und ohne Zagen.

„Und — haltet Fioll!"

Das waren die letzten Worte, die der Sterbende, zu Anselm blickend, sagte. Dann legte sich der Kopf in die zitternden Arme Lukas', ein leises Beben ging durch den Körper, während der Vater einging zu seinen Vätern, und dann lag er still und friedlich auf der nassen Erde, zwischen Anselm und Lukas.

Die Knechte kamen mit einer rasch aus Ästen gebundenen Bahre. Sie sahen auf den Toten nieder, zogen den Hut und bekreuzten sich. Dann hoben sie den toten Bauern auf ihre Schultern und trugen ihn hinab nach Fioll.

Als Lukas die Fackel nahm und ging, um nach Christopf zu sehen, konnte er ihn nicht mehr finden. Erst dachte er, einer der Knechte hätte ihn ins Haus geführt, doch auch dort war er nicht. Wie sie auch suchten — die Nacht über, den Tag —, Christoph war nicht zu finden.

XI

Sogar der Altknecht, der am weitesten in der Zeit zurückkam, wußte sich nicht zu erinnern, daß einmal ein Winter über Fioll gewesen wäre, so arg wie dieser. Wenn einmal die Welt aus den Fugen wäre, so meinte er, dann zöge eben ein Unglück das andere hinter sich her, wie der Teufel den Beelzebub. Erst die Dürre, die brachte den Wolkenbruch, der wieder die Mure mit allem Unheil.

Und welches Unheil hatte jener unglückliche Wolkenbruch über Fioll gebracht. Agnes hatte es in das Familienstammbuch geschrieben. Ein gut Teil der Wiesen und Äcker vermurt, im Obstanger dreihundert in vollem Ertrag stehende Apfelbäume entwurzelt und verwüstet, die Gebäude unten im Ried meterhoch verschüttet. Das sonst so klare Forellenwasser des Tschoi hatte schrecklich gewütet; ein Gutteil dessen, was mit soviel Fleiß gepflegt und gehegt worden war, von den Vätern her bis heute, lag in Schotter und Schlamm.

Gregor Hellensteiner lag drüben im Friedhof von Rainalt, er konnte nicht mehr helfen. Agnes mußte schon allein sehen, wie sie mit allem fertig werden mochte. Hätte sie nicht eine gute Mitgift aus Siron bekommen, so wäre jetzt Fioll in die Schuld der Banken geraten. Doch Agnes zeigte in dieser Zeit, daß sie eine Tochter des alten Herrn von Siron und trotz ihrer Zartheit eine starke Frau und Bäuerin war.

Weiter überlegte der Altknecht und haderte mit diesem Winter. Der hat gerade noch gefehlt. Dem rothaarigen Zenz Z'weithinten, der mit seinem Weibe, der schwarzen Traut, und den zwölf fuch-

sigen Kindern weit im Tschangraben drinnen hauste, mußte die Feuerwehr des Dorfes die Hütte ausschaufeln, als ihm die Lahn beim Dache hereinkam. Kaum, daß er wieder schnaufen konnte, der Zenz, lachte er schadenfroh mit allen seinen schwarzen Zahnlücken, spuckte den Kautabak, den letzten, in die Ecke und schlug dem Bergater als dem Hauptmann der Feuerwehr auf die Schulter: „Hö, Bürgermeister" — für die Leute im hintersten Graben war es der Bergater noch immer —, „heut wohl! Heut ist die ganze Welt z'weit hinten!"

Die Bauern am Rosenberg mußten sich mit Schaufeln den Weg zum Brunnentrog frei halten, um das Vieh zu tränken, und sprang ein übermütiges Tier dabei in den manntiefen Schnee, wie der Villanderer Stier auf Fioll, dann mußten die Knechte lange hinterhertreiben, bis der Ausreißer vor Erschöpfung liegenblieb. In den Stuben war es am hellichten Tag finster: denn der Schnee stand über die Fenster auf.

Die Bauern fluchten, daß sie jetzt gar nach der Sonne schaufeln müßten. Noch um Lichtmeß hatten die Weiber, wenn sie zur Frühmessen gingen, Mannshosen unter dem Kittel an.

Doppelte Sorge machte dieser Winter auf Fioll; denn nun war auch Nelda erkrankt. Vergebens trug die Mutter sie zum Kripplein hin, das noch, von Weihnachten her, in der Stube stand: Ochs und Esel hinten, behaglich im Stalle, die Hirten mit ihren vor Freude und Schrecken erstarrten Gesichtern, denen der Engel aus der Wolke herab sein strahlendes „Gloria in exelsis Deo!" entgegenrief, die Heiligen Drei Könige, strotzend vor Gold und Edelsteinen, eine wahre Pracht! Bescheiden davor der alte weißbärtige Vater Josef, der, als Zimmermann, das Beil fest in der Hand hielt und die Könige ruhig und selbstverständlich empfing, und im blauen Sammetmantel die Jungfrau Maria, selig in ihrem Mutterglück, und das göttliche Jesuskindlein auf ihrem Schoße! Wie hatte Nelda immer jauchzend die Händchen zusammengeschlagen, so daß die Mutter selbst den ganzen Zauber der kindlichen Freude spürte, der ihr in diesen schweren Wochen so unsagbar wohltat. Und nun, als ihr die Mutter das Kripplein zeigte, rührte sich Nelda kaum und wollte nur schlafen. Heiß war die Stirn. Die Augen blickten müde und matt.

Agnes ging selbst ins Dorf hinunter, um den Arzt zu holen, so mühsam auch der Weg war, denn es schneite noch immer ununterbrochen. Aber Anselm war mit den Knechten im Holz, und Lukas saß über seinen Plänen. Zudem hätten sie beide an diesem Auftrag wenig Freude gehabt, Agnes wußte wohl darum und machte den Weg gern selbst.

„Arturo Gentili", so stand in schöner, feierlich gemessener Antiqua auf der kleinen, doch sorgfältig gearbeiteten rötlichen Marmortafel, die am Eingang des alten Doktorhauses hing. Aus Bergamo, so wurde erzählt, sei der neue Gemeidearzt nach Reinalt gekommen, ausgerechnet von Bargamo nach Reinalt. Sein eigener Wunsch sei es gewesen. Mehr wußte man nicht. Er selbst sprach nicht davon, und auch die stille Frau mit dem tiefschwarzen, fast bläulich schimmernden Haar, das sie in einem dichten Knoten am Nacken trug, und dem ernsten, verhaltenen Wesen redete mit niemanden darüber. Sie sei genau so seltsam und aus der Art wie er selbst, sagten die Leute im Dorf. Mißtrauen, so meinten sie, wäre in diesem Falle das Beste, und dabei blieben sie das erste Jahr über und auch das nächste, ohne daß sie eigentlich im einzelnen wußten warum; denn mit dem Arzt mußten sie zufrieden sein, vielleicht kam ihr Mißtrauen nur mehr daher, daß sie es nun schon so gewohnt waren und Gentili doch ein Fremder war.

„Lieber Doktor, Nelda, mein Kind, ist krank", sagte Agnes, als sie in das Ordinationszimmer trat.

„Ich komme, Signora!" nickte der freundliche Arzt, legte den weißen Mantel ab und griff nach dem Hut.

Arturo Gentili war nicht groß von Gestalt, seine Bewegungen waren vornehm und gemessen. Das Haar war an den Schläfen ergraut, zufrüh, wenn man damit den jugendlichen Ausdruck seines angenehmen Gesichtes verglich. Blaß war er, die Wangen etwas fahl, schmal der nervöse Mund, etwas streng das Kinn, doch die dunklen Augen gaben dem Antlitz einen Ausdruck von Güte und Intelligenz.

Agnes berichtete nun des näheren über Neldas Befinden. Sie tat es, als sie sah, welche Mühe es dem Arzte machte, ihrer Sprache zu folgen, in fließendem Italienisch.

Er dankte lächelnd. „Deutsch ist sehr schwer für unsere Zunge, Signora", sagte er, „nicht aber für das Herz. Doch die Menschen selbst sind am schwierigsten. Es ist alles hier schwerer, als ich dachte!"

„Und dazu dieser Winter, so grimmig deutsch auch", meinte er, als er, in seinen grauen Pelz gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, mit zum Hof hinanstieg.

Es gab für Agnes ein sicheres Zeichen, woraus sie erkennen konnte, was sie von einem Menschen zu halten hätte, nämlich aus der Art, wie er mit Kindern umging.

Gentili trat zu Nelda ans Bettchen und begann ihr, unbeholfen zwar in der Sprache — doch viel-

leicht war es gerade diese Unbeholfenheit, die dem Kinde gefiel —, eine Gschichte zu erzählen, ein Märchen halb, halb Wahrheit; denn es hatte sich wirklich zugetragen, daß das Kleinste der zwölf Kinder vom Zenz Z'weithinten, die vierjährige Frieda, sich im Schnee verirrt hatte und durch ein Reh, welches das Kind mit seinem Körper wärmte, gerettet wurde. Doch wie der Arzt diese Begebenheit ins Wunderbare steigerte, den Zenz und seine Traut zu Edelleuten erhob, die in einem prächtigen Schlosse wohnten, wie sie stolz zur Jagd ausritten, nicht ahnend, daß sich inzwischen ihr Kind im Walde verlaufen hatte; und wie sie nun plötzlich vor dem Reh standen — schon lag der Bolz auf der Armbrust — und es erlegen wollten, da begann das Reh zu sprechen. Es rief den Namen des Kindes, ihres Kindes! Ah, nun sahen sie es — welch ein Schrecken! —, erkannten auch, daß das liebe Reh ihr liebes Kindlein gerettet hatte. Und als der Jäger einen Schwur tat, in Zukunft nie mehr auf ein Tier zu schießen, da war Nelda ganz glücklich, und ihre kleinen roten Bäckchen glühten vor Freude.

„Leichtes Fieber", sagte Dr. Gentili, „Sie können ohne Sorge sein. Es wird bald vergehen. Nelda hat eine kräftige sichere Natur."

Als er mit Agnes zurück in die Stube trat, sah er ihr prüfend in die Augen.

„Mehr Sorge machen sie mir, Signora!" Agnes hob abwehrend die Hand. „Ja, es ist viel, was Sie zu tragen haben!"

Er hing den Pelz über die Schulter. „Ich habe Ihren Mann geschätzt, obwohl wir nie viel miteinander gesprochen haben. Wir kannten uns kaum. Er war für mich das Urbild eines braven, tüchtigen Bauern. Ja, so müßten alle Bauern dieses Landes sein. Ich kann nicht sagen, woran es lag. Doch es war so!"

Er sprach weiter in seiner schönen gepflegten Ausdrucksweisen: „Wenn er auch wenig gesprochen hat, so kann man von ihm nicht behaupten, daß er stolz gewesen sei. Er hatte das sichere Gefühl einer guten Freiheit in seinem Wesen und in seinem Blick. Er mag hart gewesen sein, wie das gesegnete Erdreich, das er besaß; er brauchte sich nur bei der Arbeit zu bücken, aber nicht vor den Menschen, sehen Sie, Signora, das gab ihm und seinesgleichen das Gefühl der Freiheit."

„Ich danke Ihnen, lieber Gentili", antwortete Agnes, „Sie haben sicherlich in Florenz studiert, ich merke es an ihrer Sprache."

Gentili lächelte: „Ja, in Florenz und Bologna, Entschuldigen Sie, aber ich mußte dies von Ihrem Manne sagen."

Agnes fühlte, wie wohl es Dr. Gentili tat, ein wenig über das Wesen der Menschen im Bezirk des Rosenberges sprechen zu können.

„Ich glaube, Ihr Mann und ich hatten die gleichen Ansichten über das Zusammenleben von Menschen, die verschiedenen Völkern angehören. Wir haben uns darüber zwar nicht verständigt. Doch sein Einfluß in der Gemeinde ging in der gleichen Richtung, die auch ich vertrete: den andern gelten lassen und miteinander gut auskommen. Das ist alles." Er griff nach dem Hute.

„Verzeihen Sie, Signora, ich komme, ohne es zu wollen, ins Politische. Dabei bin ich ein völlig unpolitischer Mensch." Er lächelte verlegen. „Und Ihr Sohn Christoph? Als Arzt darf ich danach fragen; denn ich sehe, wie es Sie bekümmert!"

„Noch immer keine Nachricht!"

„Furchtbar!"

„Mein Mann hat sein Leben geopfert, um Christoph zu retten. Und nun . . ." Agnes fühlte, wie sich ihr Herz zusammenkrampfte. „Alles, was menschenmöglich war, haben wir getan. Tag für Tag wurde in den Wäldern der Umgebung nach ihm gesucht. Lukas stieg mit einigen Leuten ins Surlay, suchte alle Schluchten ab, die noch niemand betreten hatte. Alles vergebens. Nirgends eine Spur. Nur das eine . . . ."

Der Arzt hob die Brauen

„In der Nacht des Unglücks muß Christoph noch einmal nach Hause gelaufen sein, in den Turm, in seine Kammer: denn es fehlte, als wir am Morgen dort hinkamen, die wertvolle Geige des alten Felmas. Außerdem standen bei allen Vogelkäfigen weit die Türen offen. Christopf liebte nämlich Vögel über alles, überhaupt die Tiere. Er hat diese Liebe von meinem Vater geerbt, der ein Jäger war, ein Jäger mit einem mitfühlenden Herzen für alle Kreatur. Es war ja auch ein Tier, eines von unseren Schafen, das Christoph aus der Mure retten wollte. Ach, der arme Christoph! Ja, so war er. Darum war auch seine letzte Sorge daheim, was mit den Vögeln geschehen würde. So ließ er sie fliegen. Der Kreuzschnabel freilich glaubte nicht daran und saß vergnügt vor dem offenen Türchen und pfiff, als ich eintrat. Vielleicht hat er mich für Christoph gehalten. Das ist alles. — Seitdem fehlt jede Spur."

Der Arzt senkte nachdenklich den Kopf. „Seltsam. Und haben Sie eine Vermutung, Signora, weshalb er Sie alle verließ? Ich meine, ist ein besonderer Anlaß da, vielleicht . . ."

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Getragen von Gottes Gnade muß der Priester sein, ein Turm voll des Gotteslichtes und voll der Gottesglut inmitten der brausenden, sündhaften Welt. Aller Menschen Sprache muß er kennen: die Sprache der Großstadt und die Sprache des armen Indianers, der in unserem Buschland wohnt. Überall muß der Priester leben können und zu lieben verstehen. Zu lieben in der großen Liebe Gottes. — Das sind so ein paar der Grundsätze, nach denen wir unsere Priesterstudenten erziehen, durch weise Lehre und durch fromme Anleitung zum wichtigsten im Priesterleben: zum Beten! Wieviele brave Buben möchten da nicht mitmachen? Sie fühlen sich berufen — doch ihre Eltern sind arm. Zu arm, um das Studium zu bezahlen. Hier hilft nun unsere Fatima Studenten Burse. Opfern wir und beten wir — Gott wird es uns einstens hoch belohnen.

Bisher eingenommen:	**$6.350.77**
Mrs. P. Degenhardt, Osoyoos, B. C.	**2.00**
John Rist, Sr., Kendal, Sask.	**3.00**
St. Elisabeth Altar Society, Arbuthnot,	**15.00**
	$6,370.77

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**

Unser Beten

Was wir wissen, ist nur ein Geringes. Es ist verkleinert, angemessen dem geringen Vermögen unseres Geistes. Daher müssen wir in tiefer Demut vor dem Unbekannten unser Gebet verrichten. Das erste, was uns zu tun obliegt, ist die Anbetung. Das zweite die Unterwerfung unter den Willen Gottes, damit wir teilhaben an der Heilswirkung des Geheimnisses, sobald es Gott gefällt.

Zum dritten sollen wir bitten. Bitten, daß Gott das Geheimnis verkläre und also das Geheimnis verehrt werde. Denn hierdurch bitten wir um die Verherrlichung des Sohnes durch den Vater. Der Sohn selbst hat darum gebeten. Es liegt uns ob, die Erfüllung des Verlangens Jesu Christi zu wollen und zu erflehen.

Wir sollen Gott bitten, die Kraft der Geheimnisse wirksam zu machen, die wir anbeten, ohne sie zu kennen. Alles in der Natur übt seinen Einfluß aus auf uns. Die Welt des Irdischen nimmt die Einflüsse des Irdischen in sich auf. Gottes Sohn aber tut nichts, was nicht Einfluß hätte auf die Welt der Seelen.

P. Condren

Stets Kopf mit Herz und Herz mit Kopf
Zu brauchen in dem Leben,
Das macht, wie holprig sie auch sind,
Die Lebenswege eben.

Ed. Balzer